

AUSGABE 10
JULI 2017

RUPERTO CAROLA
FORSCHUNGSMAGAZIN



UNIVERSITÄT
HEIDELBERG
ZUKUNFT
SEIT 1386

FRAU



MANN

LIEBE LESERINNEN UND LESER DER RUPERTO CAROLA,

im Mai 1900 öffneten sich erstmals die Tore der Universität Heidelberg für vier Frauen, die sich für ein Studium an der Ruperto Carola einschreiben wollten. Heute gehören Frauen selbstverständlich zum Bild der Universität: als Studentinnen und Doktorandinnen, im wissenschaftlichen Mittelbau sowie als Professorinnen und in der Verwaltung. Dennoch: Die Fragen von Gemeinsamkeiten und Unterschieden haben in der Beziehung von Frau und Mann ihre Relevanz nicht verloren – weder im akademischen Kontext noch auf den Ebenen von Partnerschaft, Sexualität und Gesellschaft. Die aktuelle Ausgabe unseres Forschungsmagazins widmen wir daher den unterschiedlichen Facetten des Themas Frau und Mann; den grundlegenden Kategorien und Selbstbildern sowie den Erwartungen und Anforderungen, die eine jede, einen jeden von uns ausmachen.

Allen Leserinnen und Lesern wünsche ich eine anregende und erkenntnisreiche Lektüre der zehnten Ausgabe der RUPERTO CAROLA zum Schwerpunktthema FRAU & MANN.



Prof. Dr. Dr. h.c. Bernhard Eitel
Rektor der Universität Heidelberg



Fotografie: Porsche 987 Targa 4s

KAPITEL

EXPERTEN IM GESPRÄCH
FORGET PRINCESS
I WANT TO BE AN ASTROPHYSICIST
IM GESPRÄCH MIT JOHANNA STACHEL & KRISTIN BERBERICH

6

BIOLOGISCHE PSYCHOLOGIE
DER KLEINE UNTERSCHIED
WAS MACHT UNS ZU MANN ODER FRAU?
SABINA PAUEN & MIRIAM SCHNEIDER

16

SOZIOLOGIE
ALL YOU NEED IS LOVE
LIEBE ALS MODERNE RELIGION
ULRICH BACHMANN

24

BIOLOGIE
SEX ALS MOTOR
WARUM ES ZWEI GESCHLECHTER GIBT
MICHAEL WINK

32

IMPRESSUM

39

KAPITEL

KRIMINOLOGIE
GESCHLECHT UND GEWALT
EINE FRAGE DER WERTE
DIETER HERMANN

42

MOLEKULARE HUMANGENETIK
FEHLGESTEUERTE HORMONE
AUTISMUS ALS EXTREMFORM MÄNNLICHEN VERHALTENS?
GUDRUN RAPPOLD

50

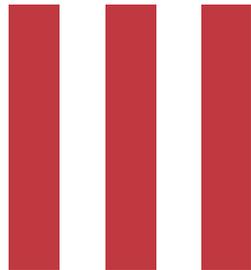
PUBLIC HEALTH
TÖDLICHER STOLZ
WARUM MÄNNER FRÜHER STERBEN
TILL BÄRNIGHAUSEN

58

KARDIOLOGIE
BROKEN HEART
WENN FRAUENHERZEN BRECHEN
HUGO A. KATUS, BENJAMIN MEDER & IOANA BARB

66

KAPITEL



WIRTSCHAFTSWISSENSCHAFTEN & PSYCHOLOGIE
**FRAUEN UND KARRIERE
FEHLENDER WILLE ZUR MACHT?**
CHRISTIANE SCHWIEREN & MONIKA SIEVERDING

76

GESCHICHTE, PSYCHOLOGIE & INTERNATIONALES RECHT
**DER GEMIELETE BAUCH
VON BESTELLELTERN, WUNSCHKINDERN UND LEIHMÜTTERN**
KATJA PATZEL-MATTERN, BEATE DITZEN & MARC-PHILIPPE WELLER

86

REPRODUKTIONSMEDIZIN
**VOM KINDERWUNSCH ZUM WUNSCHKIND
DIE SICHT DER MÄNNER**
TEWES WISCHMANN & THOMAS STROWITZKI

96

ANTIDISKRIMINIERUNGSRECHT
**VATER, MUTTER, KIND
ELTERNSCHAFT ALS HERAUSFORDERUNG**
THOMAS LOBINGER

104

KAPITEL



ALTTESTAMENTLICHE THEOLOGIE
**VEREINT IM HIMMEL
VON GÖTTINNEN UND GÖTTERN**
MANFRED OEMING

114

MITTELALTERFORSCHUNG
**LADIES' CHOICE
AUSDRUCKSFORMEN WEIBLICHER MACHT IM MITTELALTER**
JULIA BURKHARDT & IMKE JUST

122

KUNSTGESCHICHTE
**JENSEITS VON MANN UND FRAU
KÖRPER ALS BÜHNE**
MONICA JUNEJA

130

ROMANISTIK
**KOLONIALE ERBLAST
RAUM, GESCHLECHT, ETHNIZITÄT IN KARIBIK UND DIASPORA**
ANNE BRÜSKE

140



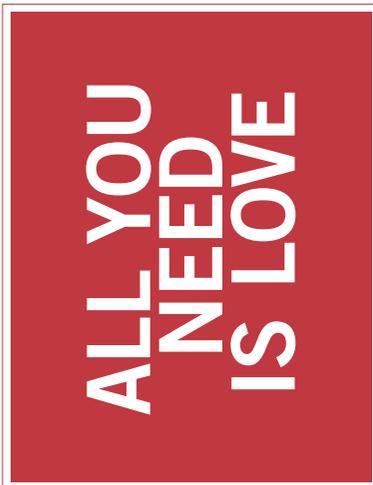
EXPERTEN IM GESPRÄCH
FORGET PRINCESS
I WANT TO BE AN ASTROPHYSICIST
IM GESPRÄCH MIT JOHANNA STACHEL & KRISTIN BERBERICH

6



BIOLOGISCHE PSYCHOLOGIE
DER KLEINE UNTERSCHIED
WAS MACHT UNS ZU MANN ODER FRAU?
SABINA PAUEN & MIRIAM SCHNEIDER

16



SOZIOLOGIE
ALL YOU NEED IS LOVE
LIEBE ALS MODERNE RELIGION
ULRICH BACHMANN

24



BIOLOGIE
SEX ALS MOTOR
WARUM ES ZWEI GESCHLECHTER GIBT
MICHAEL WINK

32

KAPITEL



FORGET

PRINCESSES

FORGET PRINCESS

I WANT TO BE AN ASTROPHYSICIST

IM GESPRÄCH MIT JOHANNA STACHEL & KRISTIN BERBERICH

Mann- oder Frausein ist eine der zentralen Kategorien, die unsere Identität bestimmen. Doch die Rollenbilder sind im Umbruch: Frauen sind tough – und Männer empfindsam. Das führt zu Aushandlungsprozessen und Unsicherheiten. Welche Rolle spielt das Mann-beziehungsweise Frausein in unserem Wissenschaftssystem? Eine junge Forscherin am Anfang ihrer akademischen Laufbahn und eine renommierte Teilchenphysikerin berichten von ihren Vorstellungen und Erfahrungen.

F

Frau Prof. Stachel, Sie sind Teilchenphysikerin – eine Wissenschaft, die nach wie vor von Männern dominiert wird. Wünschen Sie sich manchmal, ein Mann zu sein?

Prof. Stachel: Nein, ich persönlich kann keine Nachteile feststellen, als Frau in der Teilchenphysik tätig zu sein. Ich bin immer sehr gefördert worden und habe nie das Gefühl gehabt, weniger Chancen zu haben, weil ich eben Frau bin und nicht Mann. Im Gegenteil: Ich nehme es sogar eher so wahr, als Frau gewisse Vorteile im Wissenschaftssystem zu haben. Zusammen mit Prof. Annemarie Pucci war ich Mitte der 1990er-Jahre eine der ersten zwei Professorinnen, die an die Fakultät für Physik und Astronomie der Universität Heidelberg berufen wurden.



Kristin Berberich

„Immer wieder erlebe ich Vorbehalte gegenüber Wissenschaftlerinnen und die sprichwörtliche ‚gläserne Decke‘.“

Und 2012 wurde ich zur ersten Präsidentin der Deutschen Physikalischen Gesellschaft gewählt. In beiden Rollen habe ich mich von den männlichen Kollegen stets sehr wertgeschätzt gefühlt. Dass es nur so wenige Frauen in diesen Kontexten gab und gibt, hat vielmehr dafür gesorgt, besonders wahrgenommen zu werden.

Das heißt, dass das Geschlecht letztlich unbedeutend für den beruflichen Erfolg ist?

Prof. Stachel: Zumindest in der Wissenschaft, für die ich hier nur sprechen kann, ist der ausschlaggebende Faktor für den Erfolg an erster Stelle die Leistung. Das Geschlecht ist meiner Ansicht nach nahezu unbedeutend – mit einer Ausnahme: Situationen, in denen Durchsetzungskraft und Biss gefordert sind. Eine Frau, die diese Eigenschaften an den Tag legt, wird eher negativ bewertet, ein Mann hingegen positiv. Dieses Rollenbild kann hemmen und dazu führen, dass Frauen weniger bereit sind, sich in konfliktreiche Situationen zu begeben.

Ob sich eine Frau in der Wissenschaft und in den Naturwissenschaften durchsetzt, hat zudem viel mit ihrer Prägung und ihrem Glauben an sich selbst zu tun. Das Vertrauen in die eigene Person ist neben der Leistung eine ganz wichtige Voraussetzung für den Erfolg. Meine Eltern haben in mir stets den Glauben gestärkt, dass ich die Beste sein kann, wenn ich nur will. Ich erinnere mich noch gut an ein Interview, das dazu führte, dass ich in die Studienstiftung des Deutschen Volkes aufgenommen wurde. Ein Gutachter fragte mich, wo ich mich in zehn Jahren sehe, und ich sagte: „Als Professorin“. Da ist er förmlich an die Decke gegangen: Wie ich so naiv sein könne? Wie ich glauben könne, dass ausgerechnet ich das schaffe? Meine Antwort: Wenn ich nicht wenigstens selbst daran glaube, wird das nie was.

Frau Berberich, als Linguistin arbeiten Sie in einem Fach, in dem inzwischen eher die Männer als Exoten gelten. Wie erleben Sie die Rollen von Frau und Mann in ihrem wissenschaftlichen Kontext?

Berberich: Ich nehme das zugegeben doch anders wahr als Frau Stachel. Insbesondere bei Kollegen der älteren Generation sind die herkömmlichen Geschlechterrollen noch immer sehr präsent und es fehlt das Bewusstsein dafür, welchen Einfluss sie nach wie vor haben. Vor diesem Hintergrund lässt sich auch das Fortbestehen der sprichwörtlichen „gläsernen Decke“ verstehen, die es insbesondere Frauen schwer macht, in höhere Positionen aufzusteigen. Ich glaube also, dass die traditionellen Vorstellungen davon, was es heißt, Frau beziehungsweise Mann zu sein, immer noch stark in den Köpfen verankert sind. Wenn Frauen in die Handlungsfelder der Männer eingreifen, wird dies als Bedrohung empfunden. In meinem direkten Umfeld sieht es zum Glück etwas differenzierter aus. Da erlebe ich große Unterstützung und sehe einen

„Das Vertrauen in die eigene Person ist neben der Leistung eine ganz wichtige Voraussetzung für den Erfolg.“

deutlichen Wandel – bis dahin, dass Männer unter den traditionellen Vorstellungen und Eigenschaften, denen sie als Mann zu genügen beziehungsweise die sie zu erfüllen haben, leiden und sich gegen diese auflehnen. Ich gehe aber nicht davon aus, dass dieser Eindruck gesamtgesellschaftlich sonderlich repräsentativ ist.

Erst im Jahr 1900 durften sich an der Universität Heidelberg die ersten Frauen einschreiben. Immerhin: Heute studieren und promovieren über alle Fächer hinweg mehr Frauen als Männer an der Universität. Von den Postdoktoranden sind dann noch 42 Prozent weiblich, in der Professorenschaft aber beträgt der Frauenanteil nur noch 18,5 Prozent. Wie erklären Sie diese Zahlen?

Prof. Stachel: Eine abschließende Erklärung habe ich hierfür nicht, aber es fällt doch auf, dass wir an der Hürde zur Habilitation viele Frauen verlieren. Dies liegt zum einen sicher daran, dass in die Phase, in der wichtige Karriereschritte anstehen, gewöhnlich auch die Familienplanung fällt. Und nach wie vor sind es nun einmal vor allem die Frauen, die beruflich zurückstecken, sobald Kinder da sind – zumal sie aufgrund der Schwangerschaft ohnehin eine gewisse Zeit ausfallen. Das muss nicht unbedingt zum Schaden der Frauen sein, da sie oftmals andere gut bezahlte und interessante Jobs finden, die weniger Einsatz erfordern als die Tätigkeit als Forscherin und somit besser mit einer Familie vereinbar sind, aber es ist definitiv ein Verlust für unser Wissenschaftssystem.

Insgesamt aber ist noch etwas sehr auffällig: Je höher der Status eines Berufes ist und je besser er bezahlt wird, desto geringer liegt gewöhnlich der Frauenanteil. In Ländern beispielsweise, in denen Physiker und – ganz allgemein – Universitätsprofessoren weniger Ansehen genießen als in



Professor Johanna Stachel

Deutschland, liegt der Anteil von Männern und Frauen in diesem Berufsfeld nahezu gleich hoch. Der Konkurrenzdruck, der mit steigendem Status zwangsläufig zunimmt, scheint dabei ein ausschlaggebender Faktor zu sein. Aus eigener Erfahrung weiß ich, dass das Wissenschaftssystem sehr viel Durchsetzungskraft erfordert. Viele Frauen schrecken hiervoor zurück, auch wenn sie ebenso starke Persönlichkeiten sind wie Männer.

Was allerdings Wettbewerbe in Naturwissenschaften während der Schulzeit angeht wie zum Beispiel „Jugend forscht“ oder verschiedene Olympiaden, stellen sich junge Mädchen denen ebenso gerne wie Jungen und sogar oft mit mehr Erfolg. Das ist bemerkenswert vor dem Hintergrund, dass sich nur eines von drei Mädchen bei der ersten Wahlmöglichkeit für Naturwissenschaften entscheidet und dieser Anteil in der Sekundarstufe II noch fällt. Leider wissen wir aber nicht, was die Gründe hierfür sind. Im Physikstudium kommt dann auf etwa vier Studenten nur eine Studentin.

Sie sagten, es ist ein Verlust für die Wissenschaft, dass sich so viele Frauen für eine nichtakademische Laufbahn entscheiden. Warum denken Sie so?

Prof. Stachel: Zum einen schöpfen wir natürlich nur die Hälfte aller in der Gesellschaft vorhandenen Kapazitäten aus, wenn wir Frauen außer Acht lassen. Warum sollten wir das tun? Das halte ich für grundsätzlich falsch. Zum anderen sehe ich bei Frauen gewisse Stärken, die in der Wissenschaft außerordentlich wichtig sind. Aus meiner Erfahrung kann ich sagen, dass sich Frauen stärker auf ihre Intuition verlassen als Männer – und sie sind eher dazu bereit, zuzugeben und umzuschwenken, wenn Sie sich in einer Sackgasse befinden. Beides ist auch mir schon sehr zugute gekommen. Zu meinen größten wissenschaftlichen Erfolgen hat mich immer auch meine Intuition geführt und die Fähigkeit, flexibel zu reagieren, auch wenn etwas nicht den ursprünglichen Theorien und Erwartungen entspricht.

Frau Berberich, sehen Sie ebenfalls spezifische Stärken bei Frauen, die der wissenschaftlichen Leistung zugutekommen?

Berberich: Hier sollten wir zunächst zwischen den Erwartungen, die die Gesellschaft an uns in unserer Geschlechterrolle stellt, und den tatsächlichen Anforderungen an uns in unserer wissenschaftlichen Tätigkeit unterscheiden. Erstere können tatsächlich großen Einfluss darauf nehmen, wie wir uns schlussendlich präsentieren und präsentieren müssen, um beispielsweise nicht durch Nonkonformität aufzufallen, sondern durch Leistung. Die Frage danach, ob Frauen basierend auf ihrem biologischen oder sozialen Geschlecht besondere Vor- oder Nachteile für die Wissenschaft mitbringen, halte ich allerdings generell für schwierig. Vielmehr sollte es doch darum gehen, welche Verhaltensweisen im Kontext der Sozialisierung – und im Falle der



PROF. DR. JOHANNA STACHEL studierte Physik und Chemie an der Universität Mainz sowie an der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) in Zürich. Nach ihrer Promotion im Jahr 1982 an der Universität Mainz ging sie als Feodor Lynen-Stipendiatin der Alexander von Humboldt-Stiftung an die amerikanische State University of New York (SUNY) at Stony Brook, wo sie nach Anstellungen als Assistent und Associate Professor 1994 zum Full Professor of Physics ernannt wurde. Seit 1996 forscht und lehrt die Teilchenphysikerin an der Universität Heidelberg. Von 2012 bis 2014 war sie die erste Präsidentin der Deutschen Physikalischen Gesellschaft (DFG). In Anerkennung ihrer wegweisenden Forschungen, insbesondere auf dem Gebiet der Hochenergiekernphysik, wurde Johanna Stachel 1999 das Bundesverdienstkreuz und 2001 der Lautenschläger-Forschungspreis verliehen, im Jahr 2014 wurde sie zudem mit dem Lise-Meitner-Preis der European Physical Society ausgezeichnet. Johanna Stachel ist Mitglied in zahlreichen wissenschaftlichen Vereinigungen wie der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, der Heidelberger Akademie der Wissenschaften und der Leopoldina und Fellow der American Physical Society. Als erster Frau wurde ihr vom Frankfurter Physikalischen Verein die Ehrenmitgliedschaft verliehen.

Kontakt: stachel@
physi.uni-heidelberg.de

Wissenschaft insbesondere im Kontext der Ausbildung – bei der oder dem Einzelnen gefordert und gefördert werden. Die Ausprägung intuitiver Fähigkeiten hängt meines Erachtens viel weniger vom Geschlecht ab als von den sozialen Rollen und Identitätspositionen, die wir im Laufe unserer Karriere einnehmen und immer wieder neu aushandeln.

Was halten Sie von den Instrumenten und Maßnahmen der Gleichstellung, etwa der Frauenquote?

Prof. Stachel: Ich halte eine Frauenquote für völlig ungeeignet, sogar für kontraproduktiv. Nun müssen sich selbst Frauen, die sehr gute Leistungen erbringen, dennoch dem Verdacht aussetzen, sie seien Quotenfrauen. Sehr viel wichtiger fände ich gleiche Bezahlung für gleiche Leistung. Anders würde ich erfolgreiche Rollenmodelle bewerten. Ich selber hatte zwar kein solches Rollenmodell und habe das persönlich auch nicht gebraucht, aber ich sehe doch auch, dass sich bei mir im Vergleich zu meinen männlichen Kollegen verhältnismäßig viele Frauen für die Promotion oder als Postdocs melden. Es motiviert sicher manche, sich an einem Modell zu orientieren, dessen Beispiel zeigt, dass auch Frauen erfolgreich und durchsetzungsfähig sein können.

Frau Berberich, Sie beschäftigen sich als Linguistin mit dem Thema „Frau & Mann“. Was sind die Inhalte der linguistischen Genderforschung?

Berberich: Sprache ist ein zentraler Bestandteil und Ausdrucksmittel unserer Identität. Die linguistische Genderforschung beschäftigt sich dabei zum einen mit der Frage, welche Kommunikationsstile Frauen und Männer pflegen. Viele Untersuchungen der letzten Jahrzehnte meinten, grundlegende Unterschiede feststellen zu können. Jüngere Arbeiten allerdings konnten zeigen, dass hier oftmals nur das gemessen wurde, was die Wissenschaftler als Grundannahmen postuliert hatten – nämlich, dass eben ein sprachlicher Unterschied zwischen den Geschlechtern existiert, etwa dass die Sprache von Frauen stärker auf Gefühle Bezug nimmt, dass sie sich durch mehr Unsicherheitsverben und intensivierende Adverbien auszeichnet. Männer, so die Annahme der Forscher, seien dagegen im Gespräch dominanter und unterbrächen ihre Gesprächspartner häufiger. Die neueren Arbeiten weisen nun allerdings darauf hin, dass dies nicht der Fall ist, dass sich die Sprache von Frauen und Männern im Grunde wenig unterscheidet und dass etwaige Differenzen vielmehr durch andere Faktoren zustande kommen – etwa den sozialen Status, individuelle Präferenzen, das regionale und kulturelle Umfeld und eine Vielfalt anderer Einflüsse. Das Geschlecht aber scheint in diesem Kontext eher irrelevant.

Ein weiterer Schwerpunkt der linguistischen Genderforschung ist die Frage, wie Geschlecht in der Sprache

DEAR READERS OF RUPERTO CAROLA,

in May of 1900, Heidelberg University opened its doors for the first time to four women who wanted to enrol in a course of studies. Today, women are a natural part of the University: as students and doctoral candidates, in the mid-level teaching staff and as professors and administrators. Even so: the questions of commonalities and differences between women and men have still not lost their relevance – whether in an academic context or within the realms of relationships, sexuality and society. For this reason, the latest edition of our research journal is dedicated to the various facets of woman and man; the fundamental categories and self-images as well as the expectations and demands that shape each one of us, male and female.

To all our readers, I wish a stimulating and enlightening reading experience with this tenth edition of RUPERTO CAROLA, in which we explore the central theme of WOMAN & MAN.

Prof. Dr Dr h.c. Bernhard Eitel
President of Heidelberg University

„Ich glaube, dass es noch ein langer Weg ist, bis wir die starren Geschlechts- stereotypen überwunden haben.“

Kristin Berberich

konstituiert wird, und inwiefern Sprache dazu verwendet wird, bestimmte Rollenbilder zu zirkulieren und zu manifestieren. Hier können wir feststellen, dass die typischen Vorstellungen davon, was es heißt, Mann oder Frau zu sein, sprachlich immer wieder bestärkt und verfestigt werden. Politikerinnen etwa, die sich nicht dem Stereotyp der verständigen, zurückhaltenden und defensiven Frau entsprechend verhalten, werden aufgrund von gesellschaftlichen Erwartungshaltungen in den Medien durchgängig negativer bewertet als Männer, die vergleichbar auftreten. In jüngerer Zeit beschäftigt sich die Forschung allerdings nicht mehr nur mit der binären Opposition von Frau und Mann, sondern vor allem mit der sprachlichen Konstruktion verschiedenster Geschlechteridentitäten wie queeren oder Transgender-Identitäten, Transsexualität oder Intersexualität. In der Forschung wird diese Perspektive noch nicht allzu lange vertreten.

Prof. Stachel: Ich habe das Gefühl, dass Mädchen und Jungen heute eigentlich nicht mehr den Geschlechterstereotypen entsprechen müssen: Jungen können empfindsam sein und Mädchen tough – und trotzdem rosa Kleidchen tragen. Sie sind so, wie sie sind, und machen das, was sie wollen. Allerdings habe ich den Eindruck, dass manche Fortschritte, die wir schon erreicht hatten, gerade wieder zurückgedreht werden. Spielzeug etwa wird wieder eher geschlechtsspezifisch vermittelt: Bagger für Jungen, Puppen für Mädchen.

Berberich: Tatsächlich, ich bin mit dem typischen Bild aufgewachsen, dass Mädchen die Farbe Rosa tragen und mit Puppen spielen. Heute erlebe ich meine Generation so, dass sie einerseits versucht, geschlechtsneutraler zu erziehen, andererseits aber eben doch immer wieder mit diesen Rollenbildern konfrontiert wird. Ich glaube, dass es noch ein langer Weg ist und ein hartes Stück Arbeit, bis wir die starren Geschlechtsstereotypen überwunden haben.

Wir haben viel über Frauen und Männer in der Wissenschaft gesprochen. Was muss sich ändern, damit die Schere in den höheren Positionen wie etwa bei den Professuren weniger weit auseinandergeht?

Prof. Stachel: Ich glaube nicht, dass Frauen grundsätzlich schlechtere Chancen haben als Männer. Allerdings glaube ich, dass wir sie bestärken müssen, die Freiheit, die ihnen unser System bietet, wahrzunehmen und ihre Stärken anzuerkennen. Zudem müssen wir sie ermutigen, sich von den klassischen Rollenzuschreibungen zu befreien, denn mit harten Bandagen zu kämpfen und sich durchzusetzen gehört nun einmal nicht zum typisch weiblichen Repertoire. Frauen sollen nett und gefällig sein – mit diesem Verhalten aber kommt man im Wissenschaftssystem nicht so weit.



KRISTIN BERBERICH studierte Englische und Deutsche Philologie sowie Deutsch als Fremdsprachenphilologie mit Schwerpunkt Sprachwissenschaft an der Universität Heidelberg. Im Anschluss an Lehrtätigkeiten im Bereich Deutsch als Fremdsprache an der University of Otago, Neuseeland, und der Universität Mannheim legte sie ihren Fokus auf die anglistische Sprachwissenschaft, in welcher sie seit 2016 promoviert. Am Anglistischen Seminar der Universität Heidelberg arbeitet sie unter anderem an der Erstellung eines multimodalen Korpus urbaner Sprache. Gegenwärtig beschäftigt sie sich mit korpus- und diskurslinguistischen Ansätzen zur Analyse normativer Haltungen in sprachlichen Ortskonstitutionspraktiken. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen Soziolinguistik, Urbane Linguistik sowie Linguistische Genderstudien. Kristin Berberich ist Mitglied des am Heidelberg Center for American Studies (HCA) angesiedelten Graduiertenkollegs „Autorität und Vertrauen in der Amerikanischen Kultur, Gesellschaft, Geschichte und Politik“ (GKAT) der Deutschen Forschungsgemeinschaft sowie der Poetics and Linguistics Association (PALA).

Kontakt: berberich@corpus-analysis.com

FORGET PRINCESS

I WANT TO BE AN ASTROPHYSICIST

INTERVIEW WITH JOHANNA STACHEL & KRISTIN BERBERICH

Being male or female is one of the essential categories that determine our identity. But the role models are changing: women can be tough – and men can be emotional. This development requires negotiation processes and leads to some uncertainty. What role does being male or female play in our scientific community? A young researcher just embarking upon her career and a renowned particle physicist discuss their ideas and experiences.

“Personally, I can see no drawbacks to being a woman particle physicist”, says Johanna Stachel, who came to Heidelberg University in the mid-1990s as the first of two female professors at the Faculty of Physics and Astronomy. In 2012 she was appointed the first female president of the German Physics Society (Deutsche Physikalische Gesellschaft). Working in a field traditionally dominated by men, she always felt appreciated by her male colleagues. Nevertheless, she does see a problem in the high demands placed upon women, who are expected to be perfect workers, mothers, housewives and partners; she also believes women are disadvantaged in situations requiring assertiveness and forcefulness. A woman displaying these characteristics, she explains, is frequently perceived negatively, a man positively: “These are the role models we must overcome.”

Kristin Berberich, doctoral student at the Department of English, reports that she often faces reservations against female academics and is no stranger to the proverbial “glass ceiling” that keeps women from attaining higher positions. “Traditional ideas of what it means to be a woman or a man are still firmly entrenched in people’s minds”, concludes the researcher. She explains that linguistic studies support this opinion, proving that language is used to spread and manifest such role models. “I think we have a long way to go before we manage to overcome these rigid gender stereotypes.” ●

PROFESSOR JOHANNA STACHEL studied physics and chemistry at Johannes Gutenberg-Universität Mainz and at the Swiss Federal Institute of Technology (ETH) in Zurich. On completing her doctorate at the University of Mainz in 1982, she received a Feodor Lynen Fellowship from the Alexander von Humboldt Foundation to work at the State University of New York (SUNY) at Stony Brook, where she became Assistant Professor, Associate Professor and, in 1994, Full Professor of Physics. Specialized in nuclear and particle physics, Professor Stachel has been researching and teaching at Heidelberg University since 1996. From 2012 to 2014, she served as the first female president of the Deutsche Physikalische Gesellschaft (German Physics Association, DPG). In recognition of her pioneering research, especially in the area of high-energy nuclear physics, she was awarded the Federal Cross of Merit (Bundesverdienstkreuz) in 1999 and the Lautenschläger Research Prize in 2001.

Contact: stachel@
physi.uni-heidelberg.de

KRISTIN BERBERICH studied English, German and German as a foreign language at Heidelberg University, specialising in linguistics. She taught German at the University of Otago, New Zealand, and the University of Mannheim; then she redirected her focus to English studies (linguistics) and is currently working on her doctoral degree in this field. At Heidelberg University's Department of English, she helps to develop a multimodal corpus of urban language. Moreover, she investigates corpus- and discourse-based linguistic approaches to analysing normative attitudes in linguistic place-making strategies. Her research interests include sociolinguistics, urban linguistics and linguistic gender studies. Kristin Berberich is a member of the DFG research training group "Authority and Trust in American Culture, Society, History and Politics" (GKAT) at the Heidelberg Center for American Studies (HCA).

Contact: berberich@
corpus-analysis.com

“We have to free women from the responsibility of being everything: perfect scientists as well as perfect mothers, housewives and partners.”

Johanna Stachel

“Traditional ideas of what it means to be a woman or a man are still firmly entrenched in peoples' minds.”

Kristin Berberich

„Wir müssen Frauen von der Verantwortung entlasten, sowohl dem Bild einer perfekten Wissenschaftlerin als auch einer perfekten Mutter, Hausfrau und Partnerin zu entsprechen.“

Johanna Stachel

Darüber hinaus halte ich es für entscheidend, dass wir Frauen von der Verantwortung entlasten, sowohl dem Bild einer perfekten Wissenschaftlerin als auch einer perfekten Mutter zu entsprechen. Hinzu kommen noch die Rollen der perfekten Partnerin sowie der perfekten Hausfrau und Gastgeberin. In diesem umfassenden Perfektions-Anspruch in allen Bereichen sehe ich ein ganz wesentliches Problem. Es muss nicht jede alles machen! Und die Vorstellungen, was richtig und was falsch ist, sind doch sehr rigide. Nur ein Beispiel: Noch immer fehlt es in unserer Gesellschaft an Akzeptanz für Mütter, die früh wieder in ihren Beruf einsteigen wollen – sie gelten dann als „Rabenmütter“. Wenn sich eine Mutter allerdings dafür entscheidet, länger als das übliche eine Jahr zu Hause zu bleiben, um sich um ihre Kinder zu kümmern, ist das auch nicht richtig: Damit entzögen sich Frauen dem Berufsleben und wählten Bequemlichkeit, so der Vorwurf.

Der Preis, mit dem sich Frauen in den letzten Jahrzehnten eine gleichberechtigte Stellung erkämpft haben, ist hoch. Ich stelle da eine Art Erschöpfung fest. Mein Wunsch wäre es, dass Frauen sich frei entscheiden können, ohne von den enormen Ansprüchen erdrückt zu werden, die die Gesell-

schaft derzeit an sie stellt. Emanzipiert sein heißt heute vielleicht einfach, das zu machen, was man selbst will, und nicht das, was die Gesellschaft von einem erwartet. Das kann für eine Frau auch heißen, dass sie zu Hause ihre Kinder großziehen will, anstatt Karriere zu machen.

Frau Berberich, Sie stehen noch am Anfang Ihrer akademischen Laufbahn. Wie sehen Sie Ihre Zukunft als Wissenschaftlerin? Was wünschen Sie sich?

Berberich: Ich würde natürlich auch nach der Promotion sehr gerne an der Universität bleiben und forschen. Wenn ich ehrlich bin, schätze ich die Chancen hierfür allerdings als äußerst gering ein. Dies sage ich im Übrigen nicht, weil ich eine Frau bin, sondern weil es insgesamt so wenige Professuren und feste Stellen in der Linguistik gibt – diese Situation trifft Männer ebenso wie Frauen. Auch meine männlichen Kollegen müssen sich ernsthaft fragen, ob der Weg in die Wissenschaft dauerhaft zu schaffen ist. Männer müssen sich zudem heute genauso wie Frauen Gedanken machen, wie Karriere und Familie zu vereinbaren sind. ●

Das Interview führten Marietta Fuhrmann-Koch & Ute von Figura

DER KLEINE

UNTERSCHIED

DER KLEINE UNTERSCHIED

WAS MACHT UNS ZU MANN ODER FRAU?

SABINA PAUEN & MIRIAM SCHNEIDER

„Wird es ein Mädchen oder ein Junge?“ Wie immer die Antwort ausfällt – sie hat weitreichende Konsequenzen. Hierzulande können wir mit beiden Optionen glücklicherweise recht entspannt umgehen, dennoch definieren auch wir unsere Persönlichkeit maßgeblich über das Geschlecht und übernehmen als Mann oder Frau unterschiedliche Rollen in Partnerschaft, Familie und Beruf. Wie entwickelt sich die Geschlechtsidentität? Welche sozialen und biologischen Faktoren beeinflussen diesen Prozess? Unterscheiden sich Männer und Frauen in ihrem Denken, Fühlen und Handeln? Lassen sich Unterschiede auch auf neuropsychologischer Ebene nachweisen? Viele Fragen – mit oft verblüffenden Antworten.

S

Schon in der Schule lernen wir, dass das Geschlechtschromosom darüber entscheidet, ob ein Mädchen oder ein Junge das Licht der Welt erblickt. Doch so selbstverständlich wir von dieser Annahme ausgehen, so unzureichend ist sie bei genauerem Hinsehen: Jeder gesunde Embryo weist zunächst die Anlagen für beide Geschlechter auf. Erst unter dem Einfluss von Hormonen, die während der Schwangerschaft im Kreislauf des Kindes zirkulieren, entscheidet es sich, welche Geschlechtsorgane weiterentwickelt werden.

Das männliche Geschlechtshormon Testosteron bewirkt, dass der Penis wächst und sich Hoden und Samenleiter formen. Fehlen auf den Zellen jedoch die Rezeptoren, die molekularen „Aufnahmestationen“ für Testosteron, dann passiert auch bei einem Kind mit typisch männlicher Geschlechtschromosomen-Kombination (XY) etwas ganz anderes: Es formen sich Gebärmutter, Eileiter und Vagina, die Entwicklung der männlichen Geschlechtsorgane wird gestoppt. Wenn die Hebamme das Kind nach der Geburt den Eltern übergibt, wird sie sagen: „Es ist ein Mädchen!“ Und ohne Chromosomentest kommt auch später niemand auf die Idee, dass es sich faktisch um einen Jungen handelt.

Neben Reifungsprozessen im Gehirn des Kindes beeinflusst auch der Hormonhaushalt der Mutter das Geschehen. Wenn Frauen während der Schwangerschaft in kritischen Phasen männliche Hormone einnehmen, führt das zu Anomalien bei der Geschlechtsbildung von weiblichen Föten. Sie weisen eine stark vergrößerte Klitoris und ein insgesamt männlicheres Äußeres auf. Vorgeburtliche

(pränatale) hormonelle Einflüsse werden zudem verdächtigt, sich auf die späteren sexuellen Neigungen auszuwirken. Festzuhalten gilt: Hormone im Blut des Kindes – ob sie vom kindlichen Körper selbst produziert werden oder über die Nabelschnur in den Kreislauf des Fötus gelangen – prägen die pränatale Entwicklung der Geschlechtsorgane und scheinen sich darüber hinaus auf die spätere sexuelle Orientierung des Menschen auszuwirken.

Verhaltensunterschiede im Säuglingsalter

Entwicklungspsychologen haben bei weiblichen und männlichen Neugeborenen interessante, zumeist aber nur geringfügige Unterschiede in Wahrnehmung, Motorik und Denken beobachtet. In Bezug auf die Schmerzwahrnehmung scheinen Mädchen etwas empfindlicher zu sein als Jungen. Auch hinsichtlich der Fernsinne wurden frühe Geschlechtsunterschiede beschrieben: So reagieren die Gehirne von Mädchen stärker auf akustische Signale im Innenohr und auf veränderte visuelle Muster; Mädchen entwickeln ihre Sehschärfe und ihr räumliches Sehen im ersten halben Lebensjahr etwas früher als Jungen; dafür scheinen bei Jungen die Kontrastempfindlichkeit und die Anpassung der Pupillen an Helligkeitsunterschiede besser zu funktionieren. In jedem Fall sind entsprechende Unterschiede allerdings nur temporär nachweisbar.

Anders verhält es sich beim Temperament: Hier finden sich zeitlich stabile Geschlechtsunterschiede. Bereits im ersten Lebensjahr weisen Mädchen im Mittel ein geringeres Aktivitätsniveau auf als Jungen, sie reagieren sensibler auf Veränderungen in der Umwelt und zeigen eher ein ängstliches Verhalten. Dominante Verhaltensreaktionen können kleine Mädchen besser unterdrücken, ihr Interesse an sozialen Reizen (mütterliches Gesicht, Stimme, Berührung) scheint stärker ausgeprägt, sie halten länger Blickkontakt mit ihrem Gegenüber, reagieren deutlicher auf menschliche Reize akustischer oder visueller Art und werden von ihren Bezugspersonen gemeinhin als „schmusiger“ beschrieben. Das Interesse der Jungen hingegen richtet sich verstärkt auf alles, was sich bewegt: Mobiles, Bälle, Autos werden in der Regel besonders aufmerksam verfolgt.

Solche Befunde scheinen die Annahme zu bestätigen, dass Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen primär in den Genen liegen. Doch Vorsicht vor voreiligen Schlüssen! Eine generelle Vorliebe von Mädchen für Lebewesen und von Jungen für Artefakte, beispielsweise für Fahrzeuge, lässt sich bis Ende des ersten Lebensjahres nicht nachweisen – so zumindest das Ergebnis der von uns durchgeführten Kategorisierungsexperimente. Nicht bestätigt werden konnten frühere Befunde, die nahelegen, dass kleine Mädchen sich eher vom Weinen anderer Menschen anstecken lassen, dass sie Gefühle im Gesicht der Mutter besser erkennen und dass sie sensibler darauf reagieren, wenn sich die Mutter abwendet und Freude eher mit ihr teilen. Selbst



PROF. DR. SABINA PAUEN wurde im Jahr 2002 auf eine Professur für Entwicklungspsychologie und Biologische Psychologie an das Psychologische Institut der Universität Heidelberg berufen. Ihre wissenschaftliche Laufbahn führte sie zuvor an die Universitäten Frankfurt, Marburg und Tübingen sowie als Stipendiatin der Deutschen Forschungsgemeinschaft an die Cornell University und als Gastprofessorin an die Harvard University (beide in den USA). Sabina Pauen beschäftigt sich mit einem breiten Spektrum an Themen rund um die frühkindliche Entwicklung. Im Jahr 2000 wurde sie mit dem Charlotte und Karl Bühler-Preis der Deutschen Gesellschaft für Psychologie ausgezeichnet. Seit 2009 ist sie Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften.

Kontakt: sabina.pauen@psychologie.uni-heidelberg.de

wenn kleine Mädchen den Jungen in Gefühlsdingen voraus sein sollten, muss man sich fragen: Sind die beobachteten Unterschiede naturgegeben – oder das Resultat von Erziehung?

Unterschiede im sozialen Umgang

Spätestens mit der Geburt beginnt ein Prozess, den wir Sozialisation nennen. Sobald elterliche Erwartungen ins Spiel kommen, wird das Verhalten des Kindes vor dem Hintergrund der Frage interpretiert, ob es sich um einen Jungen oder um ein Mädchen handelt. In unseren Träumen, Hoffnungen und Ängsten spielt das Geschlecht des Kindes schon Monate vor der Geburt eine zentrale Rolle. Denn jede(r) von uns verbindet mit „Frau sein“ oder „Mann sein“ kulturell, geschichtlich und persönlich geprägte Vorstellungen. Über die Namensgebung, die Farbe und Art der Kleidung sowie weitere Äußerlichkeiten markieren wir das Geschlecht unseres Kindes später auch für die Öffentlichkeit, sodass selbst ein Fremder sehen kann, ob es sich um ein Mädchen oder einen Jungen handelt. Und diese Markierung hat Implikationen.

Legt man beispielsweise zwei Gruppen von Versuchsteilnehmern jeweils ein Bild des gleichen Kindes vor – einmal in einem mädchenhaft rosa Strampler und einmal in einem jungenhaft blauen Strampler – wird dasselbe Kind in Mädchenkleidern als kleiner, sanfter und mit feineren Gesichtszügen beschrieben als in Jungenkleidern. Darüber hinaus wurde beobachtet, dass demselben Kind – wenn es zuvor als „Junge“ vorgestellt worden war – mehr männliche Spielzeuge und Aktivitäten angeboten werden. Wie diese Beispiele deutlich machen, ist unser Verhalten gegenüber Mädchen und Jungen längst nicht so geschlechtsneutral, wie wir immer denken. Das soll aber nicht heißen, dass nur die Gesellschaft über die psychologische Geschlechtsidentität eines Menschen entscheidet. Nicht selten haben Menschen das Gefühl, „im falschen Körper zu stecken“ – ein Phänomen, das sich kaum erklären lässt, wenn Geschlechtlichkeit ausschließlich ein Produkt von Erziehung und Sozialisation wäre.

Entscheidung im Kindergartenalter

Kleinkindern ist es noch weitgehend gleichgültig, ob sie mit einem Mädchen oder einem Jungen spielen. Das ändert sich im Kindergartenalter: Jetzt wird es immer wichtiger, sich selbst eindeutig einem der beiden Geschlechter zuzuordnen. Äußere Merkmale werden nun auch für die Kinder selbst immer wichtiger: Wer lange Haare hat und Kleider oder Röcke trägt, ist ein Mädchen; wer kurze Haare hat und immer nur Hosen trägt, ist ein Junge. Während die Jungen zumeist eher motorisch aktiv und umtriebig sind, spielen die Mädchen lieber stationär. Mädchen und Jungen wünschen sich unterschiedliche Spielzeuge, und die Wirtschaft kommt diesem Wunsch gerne entgegen, indem sie mit ihren Produkten gezielt die eine oder andere

„Jeder von uns trägt zu Beginn seines Lebens das Männliche und das Weibliche in sich.“

Geschlechtsgruppe anspricht. Geschlechtstypische Vorlieben sind damit sowohl Teil unserer Identitätsbildung als auch Folge gesellschaftlicher Einflüsse.

Wie unsere Studien zum Temperament im Säuglingsalter nahelegen, hat ein geschlechtsrollenspezifisches Verhalten biologische Wurzeln – aber es wird durch Beobachtungslernen und Imitation zusätzlich verstärkt. Eine kleine Anekdote mag dies verdeutlichen: Eine Fünfjährige traf von sich aus die Unterscheidung zwischen „mamarieren“ – beispielsweise Hosen flicken – und „paparieren“ – beispielsweise den Computer wieder in Gang bringen – und markierte damit den geschlechtsneutralen Ausdruck „reparieren“ so, wie sie es aus der Beobachtung gelernt hatte.

Ein geschlechtsrollenkongformes Verhalten des Kindes wird von Bezugspersonen noch zusätzlich verstärkt. Egal, ob es um den Ausdruck von Gefühlen, um konkrete Handlungen oder um das Interesse an bestimmten Dingen geht – ständig kommentieren Erwachsene das Verhalten der Kinder in bewertender Weise. Viele Eltern werden auch heute noch wenig davon begeistert sein, wenn ihr Sohn unbedingt Ballettunterricht nehmen will. Durch die Wahl von Hobbys und bestimmten Aktivitäten wird indirekt der Freundeskreis bestimmt, und so tragen sukzessiv mehr und mehr unterschiedliche Faktoren dazu bei, dass sich Rollenbilder verfestigen. Deshalb mag es kaum mehr überraschen, dass sich Mädchen- und Jungengruppen während der Grundschulzeit immer stärker voneinander separieren.

Damit stellt sich die wichtige Frage, wie sich die Erfahrungsunterschiede von Jungen und Mädchen auf das Reifen des Gehirns auswirken und wie Unterschiede im Gehirn zwischen Männern und Frauen zum Entstehen von Rollenverhalten beitragen. Die Differenzierung zwischen angeborenem und erworbenem Verhalten ist experimentell schwer zu



DR. MIRIAM SCHNEIDER ist seit Oktober 2016 wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Abteilung Entwicklungspsychologie am Psychologischen Institut der Universität Heidelberg. Dort befasst sie sich aktuell mit Einflussfaktoren auf die Selbstregulationsfähigkeit in der Kindheit. Zuvor leitete sie eine Arbeitsgruppe im Zentralinstitut für Seelische Gesundheit in Mannheim mit dem Forschungsschwerpunkt Neurobiologie der Pubertät und Adoleszenz. Hier untersuchte sie entwicklungs- und geschlechtsspezifische Risikofaktoren im Jugendalter für die Entstehung psychiatrischer Erkrankungen. Als promovierte Verhaltensneuropharmakologin wurde Miriam Schneider im Jahr 2012 in den Neurowissenschaften an der Universität Heidelberg habilitiert.

Kontakt: miriam.schneider@psychologie.uni-heidelberg.de

treffen, weil man dafür in der Lage sein müsste, die Umwelt kontrolliert zu variieren. In Untersuchungen mit Tieren konnten wir zeigen, dass jugendliche Rattenweibchen in der Pubertät deutlich stärker auf soziale Zurückweisungen durch ihre Spielgefährtinnen reagieren als männliche Tiere – ein Verhalten, das aus dem Humanbereich schon lange bekannt ist. Es spricht also durchaus einiges dafür, dass biologische Mechanismen zu sozialen Verhaltensunterschieden zwischen den Geschlechtern beitragen. Worin bestehen diese biologischen Mechanismen? Dies lässt sich nur verstehen, wenn wir uns zunächst mit den neurobiologischen Unterschieden zwischen Männern und Frauen befassen.

Was die Gehirne von Frau und Mann unterscheidet

Grundsätzlich weisen die Gehirne von erwachsenen Frauen und Männern mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede auf. Die „Bausubstanz“ und das „Grundgerüst“ sind gleich – dennoch gibt es interessante Unterschiede in der „Ausführung“. So ist das männliche Gehirn etwa zehn Prozent größer als das weibliche. Die absolute Größe ist neurobiologisch betrachtet jedoch nicht relevant, ansonsten wären Elefanten und Pottwale dem Menschen kognitiv haushoch überlegen. Die kognitive Leistungsfähigkeit eines Gehirns hängt von der Vernetzung einzelner Regionen ab und von der Zahl an Nervenzellen in bestimmten Hirnarealen. Gehirnregionen, für die bei Erwachsenen deutliche Geschlechtsunterschiede in Größe und Form beschrieben wurden, sind der Hypothalamus (unser wichtigstes Steuerzentrum für das vegetative Nervensystem), der Hippocampus (eine für Gedächtnis- und Lernprozesse bedeutsame Hirnstruktur), die Amygdala (sie ist für das Regulieren von Emotionen mitverantwortlich) und das Kleinhirn (es ist an unterschiedlichen Prozessen von der motorischen Kontrolle bis hin zur Kognition und Regulation von Emotionen beteiligt). Dabei handelt es sich vor allem um stammesgeschichtlich ältere Teile unserer Schaltzentrale.

„Sobald wir das Licht der Welt erblicken, tragen Verhaltensunterschiede zwischen Mädchen und Jungen dazu bei, dass das soziale Umfeld unterschiedlich auf beide Geschlechter reagiert.“

Mit bildgebenden Verfahren, die darstellen können, wie Nervenfasern im Gehirn verlaufen, konnte gezeigt werden, dass es bei Frauen mehr Verbindungen zwischen den beiden Hälften des Großhirns gibt. Bei Männern hingegen sind mehr neuronale Verknüpfungen innerhalb einer Hirnhälfte zu finden. Letzteres begünstigt unter anderem die Bewegungskoordination. Die verstärkte Kommunikation zwischen den beiden Hirnhälften fördert bei Frauen die Verknüpfung analytischer und intuitiver Informationen. Auf der Verhaltensebene spiegelt sich dies wider in Aufgaben zur Aufmerksamkeitsleistung, zum Gedächtnis für Gesichter und Wortlisten sowie zu sozial-kognitiven Fertigkeiten.

Es gibt also durchaus Bezüge zwischen Unterschieden in der Entwicklung bestimmter Kompetenzen und Unterschieden in der Gehirnanatomie. Unterschiede in der Verknüpfung scheinen während der Jugendphase noch zuzunehmen, was den neuronalen Reifungsprozessen in dieser Entwicklungsphase entspricht. Interessant ist darüber hinaus, dass die Gehirnreifungsprozesse bei Jungen und Mädchen in unterschiedlichem Tempo und Zeitrahmen verlaufen: Mädchen kommen deutlich früher als Jungen in die Pubertät, zudem dauert diese Phase bei ihnen kürzer an. Entsprechend zeigen sich auch viele geschlechtsspezifische Unterschiede bei wichtigen Reifungsprozessen im Gehirn. So wurden beispielsweise Höchstwerte für das Volumen der grauen Substanz im Gehirn von Mädchen zu einem früheren Zeitpunkt berichtet als bei Jungen. Das Volumen der grauen Substanz wiederum korreliert mit höheren Intelligenzwerten in Arealen, die mit Gedächtnis, Aufmerksamkeit und Sprache in Zusammenhang gebracht werden.

Auch bei neuropsychiatrischen Erkrankungen wurden in den letzten Jahren interessante Geschlechtsunterschiede hinsichtlich der Prävalenz, der Diagnose und des Verlaufs gefunden. Das gilt beispielsweise für Alzheimer und andere Demenzerkrankungen, für Depressionen, Angststörungen, Schizophrenie, Schlaganfall, Multiple Sklerose, Autismus (siehe Beitrag „Fehlgesteuerte Hormone - Autismus als Extremform männlichen Verhaltens“ auf Seite 50), Suchterkrankungen, ADHS und Essstörungen. Ein Teil dieser Unterschiede mag durch verschiedene Lebensgewohnheiten und ein mögliches Diagnose-Bias erklärbar sein, nicht jedoch das Ausmaß der beobachteten Differenzen.

Vom Einfluss der Hormone

Was aber trägt zu all den genannten Unterschieden bei? Auf der Suche nach den neurophysiologischen Unterschieden zwischen Frauen und Männern fällt der Blick zuallererst auf die Geschlechtshormone. Die genetisch festgelegte Produktion dieser Hormone ist im Zusammenspiel mit direkten genetischen Effekten auf das Gehirn hauptverantwortlich für die sexuelle Differenzierung während der

VIVE LA DIFFÉRENCE

WHAT MAKES US MALE OR FEMALE?

SABINA PAUEN & MIRIAM SCHNEIDER

Even though there is great consensus that men and women differ in some important ways from each other, the origins of these sex differences are still debated among scientists. Our genetic disposition is certainly essential for starting the process of gender differentiation, but it can only account for part of the story. At a prenatal stage, each one of us has the disposition to develop female and male organs. Which of these dispositions finally determines our appearance depends on hormones released in the fetal brain as well as hormones entering the blood system through the umbilical cord. Hence, our sex is co-determined by genetic and environmental influences right from the start.

At birth, girls and boys already show some behavioural differences. From now on, a complex interaction between biological maturational processes and social influences starts to further shape our gender identity. Adults systematically promote gender-typical behaviour by encouraging certain behaviours while sanctioning others, by influencing decisions regarding hobbies and friends, and by serving as more or less typical male or female role models. Soon, the child also takes an active part in teaming up with members of his or her gender group.

As a consequence of multiple complex interactions between genetic and environmental factors, the brains of adult men and women reveal a number of interesting differences – with regard to the size of certain anatomical parts, the degree of neural connections between various areas, the vulnerability to neuro-psychiatric problems and neurochemical processes –, and these differences again have important implications for our gender-specific behaviour. Based on our analysis of developmental processes leading to this outcome, we conclude that the best guarantee of remaining flexible and allowing every human being to realise their potential is to embrace diversity in terms of sexual appearance and sex-related preferences. ●

PROF. DR SABINA PAUEN accepted the Chair of Developmental Psychology and Biological Psychology at Heidelberg University's Institute of Psychology in 2002. By that time, her academic career had already taken her to the universities of Frankfurt, Marburg and Tübingen, to Cornell University on a DFG scholarship and to Harvard University as a guest professor. Prof. Pauen investigates a wide range of subjects centring on early childhood development. In 2000 she received the Charlotte and Karl Bühler Award of the German Psychological Society (DGP). Since 2009 she has been a member of the Heidelberg Academy of Sciences and Humanities.

Contact: sabina.pauen@
psychologie.uni-heidelberg.de

DR MIRIAM SCHNEIDER joined the Department of Developmental Psychology at Heidelberg University's Institute of Psychology in October 2016 as a research assistant. She is currently investigating factors that influence self-regulation capabilities in childhood. Prior to this, she headed a work group on the neurobiology of puberty and adolescence at the Central Institute of Mental Health in Mannheim. Her research there focused on age- and gender-specific risk factors in adolescence that may increase the likelihood of developing psychiatric disorders. Miriam Schneider earned her doctorate in behavioural neuropharmacology at the University of Bremen in 2004 and completed her habilitation in neuroscience at Heidelberg University in 2012.

Contact: miriam.schneider@
psychologie.uni-heidelberg.de

“At a prenatal stage, each one of us has the disposition to develop female and male organs.”

Embryonalentwicklung und der Pubertät. Mit dem Eintritt in die Adoleszenz kommt der Menstruationszyklus als weiterer Faktor für eine geschlechtsspezifische Verhaltensregulation hinzu. Die Geschlechtshormone beeinflussen vor allem das Sexualverhalten, jedoch gibt es noch andere Verhaltensleistungen, die unter ihrem Einfluss variieren. So wurden beispielsweise hormonelle Auswirkungen auf kognitive Prozesse wie Gedächtnis oder Lernen, die Empfindlichkeit gegenüber Stress sowie Reaktionen auf Psychopharmaka beschrieben.

Darüber hinaus ist bekannt, dass sich Geschlechtsunterschiede in allen wichtigen Botenstoffsystemen des Gehirns finden und somit die gesamte Neurochemie des Gehirns betreffen. Sie wirken sich auf die Synthese und das Freisetzen der Botenstoffe sowie auf das Vorkommen und die Empfindlichkeit der Bindungsstellen aus. Dies könnte mitverantwortlich sein für Geschlechtsunterschiede bei neuropsychiatrischen Erkrankungen. Einige der Geschlechtsunterschiede in den Botenstoffsystemen sind wiederum durch den Einfluss der Geschlechtshormone erklärbar, da viele Botenstoffsysteme mit Geschlechtshormonen interagieren (beispielsweise während verschiedener Phasen des Menstruationszyklus).

Nicht vergessen werden darf allerdings auch, dass die Hormonausschüttung in unserem Körper nicht nur von genetischen Programmen, sondern auch von Umweltfaktoren beeinflusst wird. So ist die Ausschüttung von Stresshormonen eng an die Erfahrung von stressigen Situationen gekoppelt (siehe Beitrag „Broken Heart - Wenn Frauenherzen brechen“ auf Seite 66), umgekehrt ist die Ausschüttung des Hormons Oxytocin eng mit der Erfahrung sozialer Nähe verknüpft.

Was macht uns zu Frau und Mann?

Die Antwort auf die Frage, was uns zu Frau und Mann macht, fällt komplex aus: Unsere genetische Ausstattung setzt zweifellos den Rahmen für die Geschlechterentwicklung, aber sie bestimmt sie keinesfalls alleine. Jeder von uns trägt zu Beginn seines Lebens das Männliche und das Weibliche in sich. Schon während der Schwangerschaft bestimmen Umwelteinflüsse den Reifungsprozess in die eine oder andere Richtung mit. Sobald wir das Licht der Welt erblicken, tragen Verhaltensunterschiede zwischen Mädchen und Jungen dazu bei, dass das soziale Umfeld unterschiedlich auf beide Geschlechter reagiert. Aber auch die Erwartungen, Hoffnungen und Ängste der Bezugspersonen sind ausschlaggebend. Im Wechselspiel zwischen Reifung und Sozialisation formen Kinder ihre Geschlechtsidentität und damit auch ihr Gehirn. Dabei gibt es eine Tendenz, Verhaltensmuster zu verfestigen, die in einer gegebenen Kultur dominieren, weil jedes Neugeborene sich an seine jeweilige soziale Umwelt anzupassen versucht.

„Unsere Gene können wir nicht ändern – sehr wohl aber das Umfeld, auf das sie treffen und mit dem sie interagieren. Es sollte so gestaltet sein, dass Vielfalt möglich ist.“

Schwer werden es immer diejenigen haben, deren Biologie nicht zu den Erfordernissen und Ansprüchen der Umwelt passt. Gleichzeitig ist es genau diese Gruppe, die uns helfen kann, flexibel im Denken über Geschlechtsunterschiede zu bleiben. Damit geben wir jedem Menschen die Chance, sich so zu entwickeln, wie es seinen Anlagen am ehesten entspricht. Unsere Gene können wir nicht ändern – sehr wohl aber das Umfeld, auf das sie treffen und mit dem sie interagieren. Es sollte so gestaltet sein, dass Vielfalt möglich ist. ●

ALL YOU
NEED
IS LOVE

ALL YOU NEED IS LOVE

LIEBE ALS MODERNE RELIGION

ULRICH BACHMANN

Die romantische Liebe gilt in unserer Gesellschaft als unabdingbarer Bestandteil eines glücklichen und erfüllten Lebens. Wie aber hat sich diese Vorstellung entwickelt und wie konnte sie sich derart etablieren? Angesichts der hohen Ansprüche, die das Liebesideal an unser Handeln stellt, scheint sein Kulturerfolg historisch äußerst unwahrscheinlich. Heidelberger Soziologen haben ein Konzept entwickelt, das es erlaubt, die Genese moderner Gesellschaften zu erklären – und damit auch den erstaunlichen Siegeszug der romantischen Liebe.



„Love is in the air everywhere I look around“ tönt es schon morgens beim Duschen aus meinem Radio. Auf dem Weg zur Arbeitsstelle komme ich an einem Supermarkt vorbei, der seine Kunden mit dem Slogan „Wir lieben Lebensmittel“ zum Eintritt und vor allem zum Kaufen bewegen will. Gleich daneben befindet sich ein Restaurant einer Fast-Food-Kette, das mich mit dem Claim „Ich liebe es“ zum Konsum seiner Produkte motivieren will. Und wenn ich abends den Rosamunde-Pilcher-Liebesfilm nicht mehr ertragen kann, lande ich beim Zappen vielleicht bei jenem Sender, der es nun schon seit über zehn Jahren liebt, mich zu unterhalten („we love to entertain you“).

In der schönen, bunten Waren- und Konsumwelt wimmelt es nur so von Liebe. Und auch die Bücherregale der meisten von uns scheinen unter der Last der „Liebesliteratur“ zu ächzen: Antigone, Madame Bovary, der Tod in Venedig, Effi Briest oder die Wahlverwandtschaften. Die Literatur ist voll von Geschichten über die Liebe. Die Musik kennt unzählige Lieder über die Liebe oder deren schmerzlichen Verlust. Für den modernen Menschen ist Liebe omnipräsent. Liebe ist eine Konstante in unserem alltäglichen Erfahrungshorizont – wir begegnen ihr an allen Ecken und Enden, ob wir wollen oder nicht.

1967, in jenem berühmt-berüchtigten Summer of Love, sangen die Beatles: „All you need is love, love. Love is all you need. Love, love, love, love, love, love, love, love“. Nicht zuletzt aufgrund der Redundanzen scheint die Botschaft des Liedes unmissverständlich und eindeutig: Wir brauchen die Liebe zum Leben wie der Fisch das Wasser zum Schwimmen. Auch heute noch, 50 Jahre nach der Erstausrahlung, stimmt die überwiegende Mehrheit der Mitglieder moderner Gesellschaften der zentralen Aussage des Songs zu: Mehr als zwei Drittel aller in Deutschland lebenden Menschen betrachten eine feste, auf wechselseitige Liebe gegründete Partnerschaft als unabdingbar für ein glückliches Leben – nur die eigene Gesundheit erscheint ihnen noch wichtiger. Für viele von uns hat die Liebe den Status einer irdischen Religion erlangt. Mit ihr scheint sich die Verheißung eines innerweltlichen Glücks zu verbinden, und vielen gilt sie als privates Heiligtum, dem man huldigt und dessen Bedeutung viele andere – wenn nicht sogar alle – Lebensbereiche hell überstrahlt.

**„Liebe
hat den
Status einer
irdischen
Religion
erlangt.“**

Was ist das, diese Liebe?

Angesichts der überragenden Bedeutung der Liebe stellt sich die Frage, was das überhaupt ist, diese Liebe? So einfach lässt sich die Frage nicht beantworten, denn wir kennen viele unterschiedliche Formen der Liebe: die Eltern-Kind-Liebe, die Gottesliebe, die Geschwisterliebe, die Vaterlandsliebe, die Nächstenliebe und vor allem jene in der Literatur so oft beschriebene und in der Musik besungene Form, die romantische Liebe. Betrachtet man Letztere als Psychologie, erscheint sie als eine Qualität des Erlebens, als eine besondere Emotion. Schaut man aus der Perspektive der Biochemie auf sie, stellt sie sich als ein bunter Hormoncocktail dar. Die Soziologie, so wie sie hier in Heidelberg in der Tradition von Max Weber betrieben wird, sieht in der romantischen Liebe vor allem eine spezifische Art des sinnhaften Verhaltens und Sich-aneinander-Orientierens von zwei Personen – traditionell von Mann und Frau. Romantische Liebe ist in dieser Hinsicht ein kulturell geprägtes Muster, eine soziale Konstruktion, die unsere sozialen Beziehungen auf eine ganz besondere Art und Weise strukturiert und unser Verhalten gegenüber dem Anderen sinnhaft anleitet.

Das Sinnmuster der romantischen Liebe ist zunächst durch das Phänomen der sogenannten Höchstrelevanz gekennzeichnet: Alles an meinem Partner bekommt Relevanz für mein Handeln – nicht nur sein Handeln, auch sein Erleben, nahezu jede Gefühlsregung, jede Missstimmung, jeder Zwischenton der Kommunikation, ja manchmal sogar das Nichtgesagte wird für mein Handeln relevant. Im Zentrum der romantischen Liebe steht zudem die Kompletterücksichtigung meines Gegenübers. Es geht nicht um irgendwelche Details, irgendwelche selektiven Orientierungen am Anderen, sondern es geht um ihn als Ganzes, in seiner Totalität, mit allen seinen Eigenheiten und Schwächen, es geht um ihn mit „Haut und Haar“.

Neben Höchstrelevanz und Kompletterücksichtigung ist darüber hinaus die Kompletzzugänglichkeit des Partners ein wesentliches Merkmal des Sinnmusters romantischer Liebe. In die meisten sozialen Beziehungsformen sind Abstände zwischen den Beteiligten eingezogen – man denke nur an die verschiedenen Begrüßungsrituale wie Winken, Händeschütteln, Umarmen oder Küsschen-Geben. Hierbei handelt es sich um Konventionen, die Distanz schaffen und somit verhindern, dass man sich zu nahekommt und die „Komfortzone“ des Anderen verletzt. In der romantischen Liebe geht es aber gerade um die geistige wie körperliche Verschmelzung des eigentlich Getrennten, das Schwinden des „Du“. Das impliziert die Kompletzzugänglichkeit des Anderen – ein hoher Anspruch, der zur Folge hat, dass an einer intimen Liebesbeziehung selten mehr als zwei Personen beteiligt sind. Die wechselseitige Kompletterücksichtigung ist nicht beliebig multiplizierbar. Sie schließt aus, dass noch Spielraum für ein Ganz-und-gar-Lieben Dritter oder Vierter existiert. Romantische Liebe

ist exklusive Liebe zu zweit. Entgegen allen Unkenrufen und der medialen Überrepräsentation polyamouröser Beziehungen ist die Zweierbeziehung die unangefochten vorherrschende Form partnerschaftlicher Beziehungen in Deutschland.

Ein unwahrscheinlicher Siegeszug

Im Alltag erscheint uns die Liebe als etwas Naturgegebenes: Kaum jemand, dessen Leben nicht schon einmal von ihr durcheinandergewirbelt wurde. Kaum einer, der nicht schon mal ihre süßen Verzückungen kosten und ihre tiefen Leiden spüren durfte. Blickt man mit einem soziologisch verfremdenden Blick auf sie, fällt einem das ungewöhnliche, ja nahezu unnatürliche Verhalten eines Liebenden auf. Warum wird ein solches Verhalten sozial zugelassen? Warum wird ein solches kulturelles Sinnmuster stabilisiert, auf Dauer gestellt, normativ überhöht und gefordert und letztlich in der Ehe rechtlich institutionalisiert? Der immense Kulturerfolg der romantischen Liebe ist ein historisch wie interkulturell unwahrscheinliches Produkt der gesellschaftlichen Entwicklung selbst.

Soziologisch auf die Liebe zu blicken heißt, sie von der Gesellschaft her zu denken. Diese Relativierung des uns selbstverständlich Erscheinenden ist der Eintrittspreis, den man für eine soziologische Beschäftigung mit der Liebe bezahlen muss. Betrachtet man die Liebe in Relation zur Gesellschaft, wird schnell offensichtlich: So wenig, wie es die eine Gesellschaft gibt, gibt es die eine Liebe. Die für uns im Alltag unhinterfragte romantische Liebe ist im historischen Vergleich absolut ungewöhnlich oder sogar singular, auf jeden Fall aber ein unwahrscheinliches Produkt.

Das Sinnmuster der romantischen Liebe ist eine verhältnismäßig junge „Erfindung“ des 18. Jahrhunderts. Denkt man zum Beispiel an den volkstümlichen Spruch „Liebe vergeht, Hektar besteht“, wird offensichtlich, dass das Feld von Partnerschaft, Eheanbahnung, Eheschließung und Familie in früheren Gesellschaften ganz anders geordnet war. Oft spielten hier wesentlich „handfestere“ Interessen ökonomischer, politischer, dynastischer und familiärer Art eine zentrale Rolle. Am vorläufigen Ende dieser Entwicklung findet man in hochkomplexen modernen Gesellschaften die Liebesheirat. Sie ist formal frei in der Ehe institutionalisiert und damit anderen institutionellen Bereichen wie Arbeit und Vertrag vergleichbar – was natürlich nicht bedeutet, dass alle sozialen Einflüsse auf die Partnerwahl verschwunden wären. Schon ein Blick in die Statistik zeigt, dass die schichthomogene Partnerwahl in Deutschland nach wie vor dominiert.

Romantische Liebe ist praktisch nur in modernen Gesellschaften auffindbar und in anderen Gesellschaftsformationen unbekannt. Aber wieso ist das so? Wie hat sich die

„Romantische Liebe ist exklusive Liebe zu zweit. Ihr hoher Anspruch lässt keinen Spielraum für ein Ganz-und-gar-Lieben Dritter oder Vierter.“

„Soziologisch betrachtet ist die romantische Liebe eine ganz und gar unwahrscheinliche Erscheinung.“



DR. ULRICH BACHMANN forscht und lehrt seit 2009 als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Heidelberger Max-Weber-Institut für Soziologie. Nach dem Studium der Soziologie, Psychologie und Philosophie in Mannheim und Heidelberg promovierte er 2015 zu der Frage, welche Bedeutung Medien für den Aufbau und die Reproduktion sozialer Systeme haben. Sein Interesse gilt vor allem Fragen der Entwicklung moderner Gesellschaften sowie der Mediensoziologie.

Kontakt: ulrich.bachmann@soziologie.uni-heidelberg.de

Gesellschaftsstruktur im Übergang zur Moderne verändert und damit die Voraussetzungen geschaffen, dass ein so anspruchsvolles und unwahrscheinliches Ideal seinen kulturellen Siegeszug antreten konnte?

Prozess der Rationalisierung

Wissenschaftler am Heidelberger Max-Weber-Institut für Soziologie haben ein Konzept der sozialen Differenzierung entwickelt, mithilfe dessen sich die Genese moderner Gesellschaften beschreiben lässt. Dabei wird davon ausgegangen, dass im Zuge der Evolution von Gesellschaften immer mehr Lebensbereiche und Handlungskontexte auseinandertreten: Die Politik trennt sich von der Religion, die Wirtschaft von der Politik, die Wissenschaft von der Religion, das Recht von der Politik und so weiter. Moderne Gesellschaften sind dann durch ein Nebeneinander all dieser gesellschaftlichen Bereiche gekennzeichnet. Im Verlauf des Auseinandertretens gewinnen die verschiedenen Bereiche zunehmende Autonomie, das heißt, sie werden von Rücksichtnahmen auf andere Teilbereiche befreit und folgen ihren eigenen Rationalitätskriterien. In der Wirtschaft zählen dann zum Beispiel nur noch Kriterien der Rentabilität, des Profits und der Effizienz, ohne dass man bei seinen Entscheidungen noch moralische Kriterien, religiöse Verbote oder politische Mehrheiten berücksichtigen müsste. In Anlehnung an Max Weber lässt sich dies als ein Prozess der Rationalisierung der Lebensbereiche beschreiben. Die Teilbereiche der Gesellschaft entwickeln ihre jeweils eigenen Binnenrationalitäten und Eigenlogiken.

Ein wesentliches Merkmal des Rationalisierungs-Prozesses ist, dass der Mensch an diesen Teilbereichen nur noch über ganz spezifische Rollen teilnimmt. In der Wirtschaft handelt er als Käufer oder Verkäufer, als Konsument oder Produzent, als Arbeitnehmer oder Arbeitgeber. Am Recht

nimmt er als Kläger oder Angeklagter, Richter oder Anwalt teil. Individuen erfahren nur noch in sehr selektiven Hinsichten Berücksichtigung in diesen Handlungsbereichen. So kommen zum Beispiel andere Personen in meinem eigenen wirtschaftlichen Handeln zumeist nur als Mittel oder gar als Objekte meines Profitstrebens vor. Folglich sind die sozialen Beziehungen in den Handlungsbereichen moderner Gesellschaften in hohem Maße unpersönlich. Der Andere, mein Gegenüber, wird nur in einer ganz spezifischen Weise für mein Handeln relevant: beispielsweise als Zahlender, ganz unabhängig von seinem Geschlecht, seiner Herkunft, seinen politischen Ansichten oder seinem sozialen Status, oder als Kläger, ganz unabhängig von seinem Familienstatus, seinen bevorzugten Freizeitaktivitäten oder seinen emotionalen Befindlichkeiten. All seine Eigenarten, seine „Macken“, seine charakterlichen Schwächen und Stärken, seine aktuelle Verfassung – all das hat keine oder nur eine sehr untergeordnete Relevanz für mein Handeln und für das Gelingen der Interaktion. Diese Bereiche sind also weitgehend durch ein sukzessives Anheben der Relevanzschwelle gekennzeichnet. Immer weniger an meinem Gegenüber hat Relevanz für mein eigenes Handeln.

Differenzierung als Nährboden der Liebe

Genau diese Struktur unterschiedlichster „unpersönlicher“ Handlungsbereiche, die sich im Übergang zu modernen, differenzierten Gesellschaften etabliert, ist es, die den Nährboden für den immensen Kulturerfolg der romantischen Liebe schafft, so die These der Heidelberger Soziologen. Der Handlungsbereich von romantischer Liebe, Intimität und Partnerschaft wird demnach gegenläufig zum gesellschaftlichen Haupttrend gebildet. Seine Entwicklung steht in gewisser Weise der allgemeinen Entwicklungsrichtung moderner Gesellschaften entgegen: Komplettaberücksichtigung

ALL YOU NEED IS LOVE

LOVE AS MODERN RELIGION

ULRICH BACHMANN

In our modern society, romantic love is seen as an indispensable element of a full and happy life. But how did this idea develop and how could it become so firmly entrenched in our collective consciousness? In view of the high demands that this ideal of love makes on our actions, its success in our culture seems highly unlikely from a historical viewpoint. Heidelberg sociologists have developed a concept to explain the genesis of modern societies – and thereby the astonishing triumph of romantic love.

The Heidelberg concept of social differentiation states that as societies evolve, more and more areas of life and contexts of action diverge: politics becomes separate from religion, economics from politics, science from religion and so forth. As we transition to a modern society, this process creates autonomous spheres in which we only participate by means of very specific roles. In economics and business, we assume the roles of buyer or seller, consumer or producer, employee or employer. In law, we are plaintiff or defendant, judge or barrister. Our social interaction in these spheres of action is highly impersonal. This is the breeding ground for the immense cultural success of romantic love: It is the logical reaction to the increasing impersonality of modern society. ●

DR ULRICH BACHMANN joined the teaching and research staff of the Heidelberg Max Weber Institute for Sociology in 2009 as a research assistant. He studied sociology, psychology and philosophy in Mannheim and Heidelberg and earned his doctorate in 2015 with a thesis on the significance of the media for the establishment and reproduction of social systems. His particular interests are the development of modern societies and media sociology.

Contact: ulrich.bachmann@soziologie.uni-heidelberg.de

“Sociologically, romantic love is a highly unlikely phenomenon.”

„Moderne Gesellschaften sind durch ein hohes Maß an Unpersönlichkeit gekennzeichnet. Dies schafft den Nährboden für den immensen Kulturerfolg der romantischen Liebe.“

der Personen in den sozialen Intimbeziehungen hier, hochgradig selektiver Zugriff auf Individuen in wirtschaftlichen, politischen, rechtlichen oder wissenschaftlichen Interaktionen dort.

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, wie es zu einer solchen Überhöhung der romantischen Liebe in der Moderne kommen konnte. Die starke Anziehungskraft ihres innerweltlichen Glücksversprechens hat dementsprechend nicht abgenommen: Allen Unkenrufen und steigenden Scheidungszahlen zum Trotz nimmt zugleich auch die Zahl derjenigen zu, die sich zum wiederholten Male binden beziehungsweise heiraten. Berücksichtigt man neben der Ehe die anderen heute möglichen Formen partnerschaftlicher Liebesbeziehungen und die Beobachtung, dass ein neuer Partner immer noch der häufigste Trennungsgrund ist, kann man von einer konstanten oder sogar steigenden Bereitschaft ausgehen, sich in Intimbeziehungen hineinzubegeben. Die Trennung oder die Scheidung bedeu-

ten demnach nicht die Aufgabe der Suche nach der Liebe. Vielmehr erscheinen sie als ein Bruch mit der falschen Form, in der sich das innerweltliche Glücksversprechen nicht realisieren lässt. Die meisten von uns trennen sich nicht, um das Joch der ewigen Wiederkehr des immer Gleichen abzustreifen, sondern ganz im Gegenteil: um frei zu sein für eine bessere, schönere, glücks- und erfolgversprechendere Liebesbeziehung; eine Beziehung, die es – wie Max Weber bereits vor mehr als hundert Jahren schrieb – in ihrer Intensität des Erlebens erlaubt, der „Stumpfheit des Alltags“ und den „kalten Skeletthänden rationaler Ordnung“ zu entfliehen. ●

SEX

**ALTS
MOTOR**

SEX ALS MOTOR

WARUM ES ZWEI GESCHLECHTER GIBT

MICHAEL WINK

Die einfachste Art, sich zu vermehren, ist die Zweiteilung. So machen es einzellige Lebewesen, beispielsweise die Bakterien. Geschmälert wird ihr Fortpflanzungserfolg dadurch nicht. Mehrzellige Organismen bevorzugen es, sich auf sexuellem Wege fortzupflanzen. Das bedeutet einen erheblichen Mehraufwand – nicht allein, was die Suche nach einem geeigneten Partner angeht. Was also ist der Vorteil von zwei Geschlechtern? Geht es nicht auch ohne Sex?

B

Betrachtet man die vielzelligen Lebewesen unseres Planeten aus einer globalen Perspektive, ist zu erkennen, dass Pilze, Pflanzen und Tiere, einschließlich der Menschen, einige auffällige Gemeinsamkeiten haben: Alle verwenden viel Zeit und Energie darauf, zu essen, zu wachsen und sich fortzupflanzen. Letzteres ist besonders wichtig, weil es den Fortbestand der Art sichert. Da es bei fast allen mehrzelligen Organismen zwei Geschlechter gibt, müssen sie sich zum sexuellen Akt zusammenfinden, damit es zum Austausch von Geschlechtszellen und zur Fortpflanzung kommen kann. Nach der erfolgreichen Befruchtung entwickelt sich ein Embryo. Der Geburt folgt die Entwicklung bis hin zur Geschlechtsreife. Dann wiederholt sich der Fortpflanzungszyklus. Und so geht es mindestens seit der Epoche des Kambriums vor über 500 Millionen Jahren.

Evolutionär viel älter als mehrzellige Organismen sind Bakterien und viele Einzeller. Auch diese Lebewesen haben bis heute erfolgreich überlebt, was ihnen offenbar auch ganz ohne Sex gelingt. Es geht also auch einfacher. Vor diesem Hintergrund stellen sich zwei provokante Fragen: Wozu braucht es zwei Geschlechter? Und wozu braucht es Sex? Ein kurzer Ausflug in die Evolutionsforschung und in die Zell- und Molekularbiologie ist notwendig, um eine Antwort auf diese Fragen zu finden.

Die Evolutionstheorie wurde von Charles Darwin im Jahr 1859 postuliert. Sie besagt, dass Arten und ihre Merkmale durch natürliche Auslese (Selektion) entstehen. Damit eine Selektion stattfinden kann, muss es innerhalb einer Gruppe von Organismen Unterschiede (Variabilitäten) geben: Wären alle gleich, gäbe es nichts zu selektieren. Die Selektion ist die Voraussetzung für die Evolution. Doch wie entstehen die Unterschiede zwischen den Individuen einer Gruppe oder einer Entwicklungslinie?

Die Zellbiologie weiß seit dem 19. Jahrhundert, dass alle lebenden Organismen aus Zellen, den Grundeinheiten des Lebens, bestehen und dass Zellen immer durch Teilung aus einer Vorläuferzelle hervorgehen: „Omnis cellula e cellula“ – jede Zelle entsteht aus einer Zelle – erklärte der deutsche Pathologe Rudolf Virchow im Jahr 1885.

Letztlich lässt sich alles Leben auf unserem Planeten auf eine Ausgangszelle zurückführen, die vermutlich vor 3,5 Milliarden Jahren existierte.

Bevor sich eine Zelle teilt, muss sie die in ihr enthaltene Erbinformation verdoppeln. Betrachtet man eine sich teilende Zelle unter dem Mikroskop, ist zu sehen, dass aus jedem Erbträger (Chromosom) zwei identische Chromatiden entstehen, die vom sogenannten Spindelapparat der Zelle auseinandergezogen und als identische Tochterchromosomen auf die Tochterzellen verteilt werden. Mit dem Lichtmikroskop nicht zu erkennen ist die Verdopplung des Erbmoleküls, der Desoxyribonukleinsäure (DNA), im komplexen Prozess der „DNA-Replikation“. Auch hier wird der DNA-Doppelstrang zunächst in seine Einzelstränge getrennt, wobei jeder Einzelstrang als Blaupause für die exakte Synthese des jeweils komplementären neuen Stranges dient.

Die Lotterie des Lebens

Bakterien und primitive Eukaryoten – hierzu zählen die Biologen alle Lebewesen, deren Zellen einen Kern besitzen – haben einen einfachen, einen „haploiden“ Chromosomensatz. Die meisten höheren Eukaryoten verfügen in ihren Körperzellen über einen doppelten, einen „diploiden“ Chromosomensatz; haploid sind bei ihnen nur die Keimzellen, also die weiblichen Eizellen und die männlichen Spermien. Im diploiden Chromosomensatz der Körperzellen sind von jedem Chromosom zwei Exemplare vorhanden. Diejenigen Chromosomen, die einander in Länge und äußerer Struktur entsprechen, werden „homologe“ Chromosomen genannt. Jeweils ein Chromosom der homologen Chromosomen lässt sich auf das väterliche, das andere auf das mütterliche Erbgut zurückführen, denn bei der Befruchtung vereinigen sich die jeweils einfachen Chromosomensätze der männlichen und weiblichen Keimzelle zur sogenannten Zygote. Die Zygote mit ihrem nun wieder doppelten Satz an Chromosomen teilt sich und bildet den gemischten diploiden Chromosomensatz aller Körperzellen aus.

Die beiden ursprünglich von der Mutter und ursprünglich vom Vater stammenden Chromosomen sind zwar homolog – aber nicht zu 100 Prozent identisch: Sie unterscheiden sich durch mehrere Millionen genetische Variationen (Mutationen), die sich in den jeweiligen Entwicklungslinien angesammelt haben. Darüber hinaus ist neben der genetischen Information im Zellkern auch in den Mitochondrien, den Kraftwerken der Zelle, genetisches Material zu finden. Die mitochondriale DNA wird über die Eizellen vererbt – also nur über die Mutter. Solche genetischen Unterschiede benutzen wir in unserer Forschung, um die Stammesgeschichte (Phylogenie) von Pflanzen und Tieren in Raum und Zeit zu rekonstruieren.

In den Körperzellen des Menschen finden sich 46 Chromosomen, wobei man die paarweise auftretenden „Autosomen“



PROF. DR. MICHAEL WINK leitet seit dem Jahr 1989 die Abteilung Biologie am Institut für Pharmazie und Molekulare Biotechnologie der Universität Heidelberg. Nach dem Studium der Biologie und Chemie an der Universität Bonn forschte er in Braunschweig, Köln, München und Mainz. Seine Arbeitsgebiete reichen von der Phytochemie über Arznei- und Giftpflanzen bis hin zur Systematik, Phylogenie und Evolutionsforschung. Seine Forschungsarbeiten wurden mehrfach mit nationalen und internationalen Preisen ausgezeichnet.

Kontakt: wink@uni-heidelberg.de

von den Geschlechtschromosomen unterscheidet. Unser Geschlecht wird vorwiegend von den Geschlechtschromosomen XX (Frauen) und XY (Männer) bestimmt. Das Y-Geschlechtschromosom des Mannes ist deutlich kleiner als das X-Geschlechtschromosom der Frau. So weist das Y nur 60 Millionen Basenpaare auf, das X besitzt 155 Millionen Basenpaare. Auf dem Y-Chromosom finden sich 72 bis 78 Gene, das X-Chromosom verfügt über 1.700 Gene. Zum Vergleich: Unser Genom weist nur kaum mehr als 20.000 Gene auf. Der zeitgenössische deutsche Evolutionsbiologe Axel Meyer kommentierte diesen auffälligen Unterschied einmal so: „Es gibt kein einziges Gen auf dem Y-Chromosom, das lebensnotwendig ist, denn 50 Prozent der Spezies Homo sapiens besitzt kein Y-Chromosom und erfreut sich bester Gesundheit. Man nennt diese Lebewesen Frauen.“

Wie die Natur würfelt

Der menschliche Körper mit seinen vielen Billionen Zellen geht hervor aus den Teilungen einer einzigen Zelle, der befruchteten Eizelle. Dabei erhalten die Tochterzellen das identische Erbgut (Genom) der Mutterzelle. Diese Art der Zellteilung nennt sich „Mitose“: Sie gewährleistet, dass jede neue Körperzelle wieder über den kompletten doppelten Chromosomensatz verfügt. Im Unterschied zu den diploiden menschlichen Körperzellen (46 Chromosomen) haben die Keimzellen einen einfachen Chromosomensatz (23 Chromosomen). Der Prozess, der den diploiden zum haploiden Chromosomensatz reduziert, wird Reduktionsteilung oder „Meiose“ genannt. Die Meiose führt den doppelten zum einfachen Chromosomensatz zurück – und schafft die Voraussetzung für die geschlechtliche Fortpflanzung. Angesichts der damit einhergehenden Komplexität stellt sich erneut die Ausgangsfrage: Worin liegt der Vorteil von zwei Geschlechtern und von Sex?

Eine Antwort darauf ist: Die geschlechtliche Fortpflanzung erhöht die genetische Variabilität des Individuums. Schauen wir uns die Meiose noch einmal genauer an: Das Ergebnis der Meiose sind Keimzellen, die eine unterschiedliche Mischung ursprünglich mütterlicher und väterlicher Chromosomen enthalten. Beim Menschen mit seinen 23 Chromosomen in den Keimzellen sind 2^{23} Kombinationen möglich, was theoretisch bedeutet, dass jeder Mensch mehr als acht Millionen genetisch unterschiedlich kombinierter Keimzellen bilden kann. Bei der Meiose kommt es außerdem zu einem Vorgang, der sich „Crossover“ nennt. Dabei legen sich die jeweils homologen Chromosomen von Vater und Mutter kreuzweise übereinander und tauschen kleinere oder größere Abschnitte untereinander aus: Gene aus der mütterlichen und väterlichen Entwicklungslinie werden neu kombiniert und nach dem Zufallsprinzip auf die Chromosomen der Keimzellen verteilt. Auf diese Weise

„Sex ist eine Voraussetzung für genetische Vielfalt.“

lässt die sexuelle Fortpflanzung immer wieder neue „Genotypen“ entstehen – Individuen, die sich in ihrer Genausstattung unterscheiden.

Mit der sexuellen Fortpflanzung geht also eine starke Vermischung der elterlichen Gene einher. Mit anderen Worten: Sex ist eine Voraussetzung für genetische Variabilität – und an der daraus entstandenen genetischen Variabilität kann die natürliche Selektion ansetzen. „Die Lotterie des Lebens ist Konsequenz von Sex und gleichzeitig Voraussetzung für die Beibehaltung von Geschlechtern und Sex“, heißt es bei Axel Meyer. Und weiter: „Durch sexuelle Fortpflanzung erzeugte genetische Variation hilft Organismen, unsichere Umweltbedingungen zu überstehen.“ Demnach war die Entwicklung der sexuellen Fortpflanzung ein extrem wichtiger Schritt in der Evolution, ohne den die Weiter- und Höherentwicklung der Organismen nicht hätte stattfinden können.

Einzeller, beispielsweise Bakterien, haben noch kein Geschlecht. Sie vermehren sich ungeschlechtlich, indem sie sich zweiteilen. Nichtsdestotrotz zeigen einige Bakterien schon erste Vorformen von Sexualität: Sie lagern sich aneinander und tauschen dabei genetisches Material aus. Die ungeschlechtliche Fortpflanzung hat durchaus Vorteile: Sie spart Energie, und ihr Ergebnis sind identische Nachkommen, die an die aktuell vorherrschenden Umweltbedingungen gleich gut angepasst sind. Wenn sich die Umwelt aber verändert, können Organismen, die sich ungeschlechtlich fortpflanzen und demzufolge nur eine geringe genetische Variabilität aufweisen, ins Hintertreffen geraten. Aufgrund ihrer größeren genetischen Variabilität sind Organismen mit zwei Geschlechtern und sexueller Fortpflanzung dann im Vorteil: Ändert sich die Umwelt, werden sich in einer Population mit variablen

Genotypen eher Individuen finden, die mit den neuen Bedingungen zurechtkommen, als in genetisch identischen Populationen.

Als die Natur den Sex erfand

Schon bei Einzellern – etwa bei Eukaryoten, die vor vermutlich 1,5 Milliarden Jahren entstanden – lassen sich zwei Typen von Zellen unterscheiden, die sich zu einer Zygote vereinen. Die größeren dieser Zellen werden traditionell als weibliche, die kleineren als männliche Geschlechtszellen bezeichnet. Bei Einzellern und Hefen kommt es zudem vor, dass sich eine Generation geschlechtlich und die nächste ungeschlechtlich fortpflanzt. Einen deutlichen äußeren Unterschied der Geschlechter sieht man erstmals bei mehrzelligen Organismen. Betrachten wir zunächst die Pflanzen: Hier verfügen nur wenige Arten über getrennt lebende Geschlechter; das Fortpflanzungsverhalten ist sehr vielfältig. Blüten etwa sind oftmals zwittrig, das heißt, in einer Blüte kommen zusammen sowohl männliche wie weibliche Geschlechtsorgane vor. Einige Pflanzen können sich selbst befruchten, wieder andere haben Methoden entwickelt, die eine Fremdbestäubung favorisieren. Darüber hinaus können sich Pflanzen auch vegetativ, also ohne sexuelle Fortpflanzung, vermehren.

Im Reich der Tiere gibt es getrennt lebende Geschlechter bei den meisten Wirbellosen – mit Ausnahme einiger zwittriger Arten – und bei nahezu allen Wirbeltieren. Die Weibchen und Männchen unterscheiden sich dann häufig sowohl in ihren Körpermerkmalen als auch in ihrem Verhalten („Sexualdimorphismus“). Wir Menschen teilen die Existenz von Frau und Mann also mit vielen anderen Wirbellosen und Wirbeltieren, mit denen wir aufgrund gemeinsamer Vorfahren und einer gemeinsamen

„In den Tierstämmen, in denen die sexuelle Fortpflanzung während der Evolution entstanden ist, wurde sie nie wieder aufgegeben.“

Stammesgeschichte verbunden sind. Fest steht: In denjenigen Tierstämmen, in denen die sexuelle Fortpflanzung während der Evolution entstanden ist, wurde sie nie wieder aufgegeben.

Der Partnerfindung kommt im Hinblick auf die Fitness des Partners eine große Bedeutung zu, da nur fünfzig Prozent der eigenen Gene vererbt werden. Evolutionsbiologen haben zwischenzeitlich herausgefunden, dass zwar viele Weibchen in einer Population zur Fortpflanzung kommen – längst nicht aber alle Männchen: Weibchen, denen in der Regel die Hauptarbeit bei der Aufzucht der Jungtiere zufällt, tragen ein höheres Risiko und investieren deshalb mehr Energie in die Fortpflanzung als Männchen. Doch wie findet das Weibchen den richtigen Partner? Schon Charles Darwin hat erkannt, dass die Männchen vieler Arten aufwendige körperliche Strukturen wie Geweihe oder Federn und besondere Verhaltensmerkmale wie Balz oder Schaukämpfe aufweisen. Für die Fitness kann sich das eher nachteilig auswirken; man spricht deshalb vom „Handicap-Prinzip“. Hier kommt die „female choice“, die Damenwahl, ins Spiel: Solcherart Aufwand können sich nur fitte Männchen leisten. Die besonderen Luxus-Merkmale der Männchen erleichtern es den Weibchen, diejenigen Männchen zu erkennen und auszuwählen („sexuelle Selektion“), welche die besten Gene für die Nachkommen liefern und die sich zudem um die Ernährung des Weibchens und der Brut besonders gut kümmern werden. Um zu verstehen, warum sich Weibchen und Männchen in ihrem Äußeren, in ihren Körperfunktionen und in ihrem Verhalten unterscheiden, wie die Geschlechterverhältnisse zustande kommen und wie das Verhalten innerhalb von Populationen erklärt werden kann, ist der evolutionäre Gedanke der sexuellen Selektion sehr wichtig.

Nature versus Nurture

Das Geschlecht ist der grundlegende genetisch bedingte Unterschied zwischen uns Menschen. Außerdem unterscheiden wir uns von Geburt an in den Anlagen für Krankheiten, in vielen Körpermerkmalen und kognitiven Charakteristika. Allein über die Gene lassen sich Menschen jedoch nicht definieren. Jeder Mensch unterliegt auch individuellen Umwelteinflüssen und Lernprozessen. Diese Dualität wird unter der Überschrift „Nature versus Nurture“ von verschiedenen Zweigen der Wissenschaft thematisiert: Welche Eigenschaften einer Person sind biologisch vorgegeben – was wird von Umwelteinflüssen bestimmt?

Die bislang referierte biologische und evolutionäre Betrachtungsweise wird vom sogenannten Gender-Mainstreaming zumeist nicht oder nur teilweise akzeptiert. Die Gender-Theorie geht zurück auf den amerikanischen Psychologen und Erziehungswissenschaftler John Money (1921-2006).

SEX AS A DRIVING FORCE

WHY THERE ARE TWO SEXES

MICHAEL WINK

The simplest and most efficient method of reproduction is a sex-free cell division. That is what single-celled organisms such as bacteria do, and the method does not reduce their reproductive success. By contrast, multi-celled organisms prefer to reproduce sexually. This is a far more lengthy and complex process – and not just because a suitable partner must be found. So what are the benefits of having two sexes? Could we not do without sex altogether?

The answer to this question lies in Charles Darwin's theory of evolution. It states that species and their characteristics are the result of natural selection. In order for selection to take place, there must be differences (variability) within a group of organisms – if every organism were the same, there would be nothing to select. But simple sex-free cell division only produces two identical progeny. Sexual reproduction, on the other hand, increases the genetic variability of individuals, because it involves a strong exchange of parent genes. This proves to be a great advantage as soon as environmental conditions change: In a genetically heterogeneous population, there is a much better chance of finding organisms that can handle the new conditions than in genetically identical populations. This makes sex the essential driving force of evolution – without it, there would be no highly developed organisms today. ●

PROF. DR MICHAEL WINK has headed the Biology Department at Heidelberg University's Institute of Pharmacy and Molecular Biotechnology since 1999. Prof. Wink studied biology and chemistry at the University of Bonn and then worked as a researcher in Braunschweig, Cologne, Munich and Mainz. His field of work ranges from phytochemistry, medicinal and toxic plants to systematics, phylogenetics and evolution. He has received several national and international awards for his research.

Contact: wink@uni-heidelberg.de

“Sex is the essential driving force of evolution. Without it, there would be no highly developed organisms today.”

Er postulierte, dass Menschen als geschlechtsneutrale Unisex-Wesen geboren werden und erst später durch Erziehung zu Männern und Frauen mit den ihnen jeweils zugeschriebenen Verhaltensweisen werden. Im Gegensatz dazu wird der in diesem Beitrag beschriebene Sexualdimorphismus, der sich im Laufe der Evolution herausgebildet hat, als „Gender-Biomedizin“ bezeichnet. Kritiker sprechen auch vom „Biologismus“, ein Schimpfwort, das Erkenntnisse der Biologie diskreditiert, die nicht in ein politisches oder gesellschaftliches Weltbild passen.

Wenn wir über die Natur des Menschen und über die Genderfrage diskutieren, müssen wir immer auch unser evolutionäres Erbe und die Genetik berücksichtigen. Ganz sicher aber sind wir nicht das Produkt unserer Gene allein, sondern das Ergebnis von „Nature AND Nurture“.

„Ohne die sexuelle Fortpflanzung hätte die Weiter- und Höherentwicklung der Organismen nicht stattfinden können.“

Herausgeber

Universität Heidelberg
Der Rektor
Kommunikation und Marketing

Wissenschaftlicher Beirat

Prof. Dr. Peter Comba (Vorsitz)
Prof. Dr. Beatrix Busse
Prof. Dr. Beate Ditzgen
Prof. Dr. Markus Hilgert
Prof. Dr. Nikolas Jaspert
Prof. Dr. Marcus A. Koch
Prof. Dr. Carsten Könneker
Prof. Dr. Alexander Marx
Prof. Dr. Thomas Pfeiffer
Prof. Dr. Joachim Wambsganß
Prof. Dr. Reimut Zohlhöfer

Redaktion

Marietta Fuhrmann-Koch
(verantwortlich)
Ute von Figura (Leitung)
Claudia Eberhard-Metzger

Layout

KMS TEAM GmbH, München

Druck

ColorDruck Solutions GmbH, Leimen

Auflage

6.000 Exemplare

ISSN

0035-998 X

Vertrieb

Universität Heidelberg
Kommunikation und Marketing
Grabengasse 1, 69117 Heidelberg
Tel.: +49 6221 54-19026
rupertocarola@rektorat.uni-heidelberg.de

Das Magazin kann kostenlos unter oben genannter Adresse abonniert werden.

Im Internet ist es verfügbar unter www.uni-heidelberg.de/rupertocarola/



KRIMINOLOGIE
GESCHLECHT UND GEWALT
EINE FRAGE DER WERTE
DIETER HERMANN

42



MOLEKULARE HUMANGENETIK
FEHLGESTEUERTE HORMONE
AUTISMUS ALS EXTREMFORM MÄNNLICHEN VERHALTENS?
GUDRUN RAPPOLD

50



PUBLIC HEALTH
TÖDLICHER STOLZ
WARUM MÄNNER FRÜHER STERBEN
TILL BÄRNIGHAUSEN

58



KARDIOLOGIE
BROKEN HEART
WENN FRAUENHERZEN BRECHEN
HUGO A. KATUS, BENJAMIN MEDER & IOANA BARB

66

KAPITEL



GESCHLECHT

UND

GEWALT

GESCHLECHT UND GEWALT

EINE FRAGE DER WERTE

DIETER HERMANN

Warum sind Männer gewalttätiger als Frauen? Es gibt zahlreiche Hypothesen und Studien zu dieser Fragestellung – allerdings sagen sie oft mehr über das Frauenbild des Forschers aus als über den Gegenstand der Untersuchungen. Heidelberger Kriminologen haben ein alternatives Erklärungsmodell entwickelt, das Elemente aus Handlungs-, Sozialisations- und Kulturtheorien integriert.

M

Männer sind gewalttätiger als Frauen. Dies wurde vielfach empirisch belegt, und zwar sowohl für die offiziell registrierten Straftaten als auch im Bereich des „Dunkelfelds“, also derjenigen Straftaten, die nicht zur Anzeige gebracht beziehungsweise durch eigene Ermittlungen der Polizei bekannt werden. So zeigt beispielsweise eine Metaanalyse mehrerer Dunkelfeldstudien, dass Körperverletzungen in vier von fünf Fällen von Männern begangen werden. Diese Relation findet sich auch in der Polizeilichen Kriminalstatistik Deutschlands: Im Jahr 2015 kamen bei Körperverletzungsdelikten auf jede tatverdächtige Frau vier Männer. Unter Verurteilten und Inhaftierten ist der Unterschied noch deutlicher: Hier kommen auf eine Frau neun Männer. Und im Strafvollzug sind es sogar 30-mal so viele Männer wie Frauen, die wegen einer Körperverletzung inhaftiert sind. Die Geschlechterunterschiede bestehen gleichermaßen bei deutschen und nichtdeutschen Tatverdächtigen, über alle Altersgruppen hinweg sowie in anderen Ländern und in verschiedenen ethnischen Gruppen. Im „Ersten Periodischen Sicherheitsbericht“, den das Bundesministerium der Justiz im Jahr 2001 gemeinsam mit dem Bundesministerium des Innern herausgab, wird als Bilanz zu der Thematik festgehalten: „Männliche Jugendliche sind häufiger delinquent als weibliche. Dies ist bei Gewaltdelikten besonders ausgeprägt.“

Allerdings gelten diese Befunde nicht für autoaggressive Gewalt. Hierbei sind die Geschlechterunterschiede weniger offensichtlich als bei Gewaltanwendungen gegen Dritte. Selbstverletzendes Verhalten, also die absichtlich zugefügte Verletzung oder Beschädigung des eigenen Körpers, scheint zunächst bei Frauen häufiger vorzukommen als bei Männern. Allerdings sind Frauen nur bei leichteren Formen von autoaggressivem Verhalten überrepräsentiert, während schwerere Formen in erster Linie von Männern begangen werden. Dies trifft insbesondere auf Suizide zu: Nach der Todesursachenstatistik für das Jahr 2015 lag die Geschlechterrelation bei Selbsttötungen etwa bei eins zu drei.

Langjährige Forschung – viele Ansätze

Was aber sind die Gründe dafür, dass Männer gewalttätiger sind als Frauen? In über 100 Jahren Forschung zu dieser Frage wurden zahlreiche Erklärungsmodelle entwickelt. Ältere biologisch orientierte Arbeiten beispielsweise tendieren dazu, auf abstruse Weise mit der besonderen psychophysischen Ausstattung des weiblichen Geschlechts zu argumentieren: Erstens seien Frauen evolutionsmäßig unterentwickelt, ihre folglich zu erwartende höhere Kriminalitätsbelastung werde aber durch Prostitution kompensiert; zweitens habe die Unbeweglichkeit der weiblichen Eizelle – im Vergleich zur beweglichen männlichen Samenzelle – den Effekt, dass Frauen passiver und somit weniger gewaltbereit seien. Heute sind diese Hypothesen freilich nur noch von historischem Interesse. In neueren Arbeiten erklären Soziobiologen die höhere Gewaltbereitschaft von Männern insbesondere durch Unterschiede in der Chromosomenstruktur, der hormonellen Ausstattung oder im angeborenen Aggressionspotenzial.

Ansätze, die die geringere Gewaltorientierung von Frauen aus Sicht der Kriminalsoziologie oder der Kriminalpsychologie zu erklären suchen, lassen sich meist auf ein Modell der geschlechtsspezifischen Sozialisation zurückführen. Demnach – so wird postuliert – haben Frauen und Männer sozialisationsbedingt unterschiedliche Rollen und greifen bei der Lösung von Konflikten auf unterschiedliche Muster zurück. Zudem sei die soziale Kontrolle von Mädchen und Frauen intensiver als die des anderen Geschlechts, sodass sie schlichtweg weniger Gelegenheiten hätten, Gewalt auszuüben. Zu den sozialisationstheoretischen Ansätzen gehört auch die These von der moralischen Andersartigkeit der Frau: Bei Frauen stünden Fürsorge und Hilfsbereitschaft im Vordergrund, bei Männern hingegen die Gerechtigkeit. Die Frau sei, weil sie einer Ethik der Fürsorge und Liebe statt einer Ethik der Gerechtigkeit folge, weitgehend unfähig zum Bösen und zur Gewalt.

Ein weiterer Diskussionsstrang versucht, das niedrigere Niveau von Frauengewalt durch gesellschaftlich unter-

„Vier von fünf Körperverletzungsdelikten werden von Männern begangen.“

schiedliche Geschlechterrollen zu erklären. Da sich das primäre Lebensfeld von Frauen auf Versorgung, Pflege und Haushalt konzentrierte, befänden sie sich in einer geschützteren sozialen Lage und hätten somit seltener die Möglichkeit, kriminelle Handlungen zu begehen, lautet die These.

Allerdings gibt es auch Ansätze, die davon ausgehen, dass Frauen ebenso häufig und ebenso schwere Gewalttaten begehen wie Männer. Der augenscheinliche Unterschied entstehe, weil Normbrüche von Frauen seltener entdeckt und angezeigt würden. Zudem argumentieren Vertreter dieser Ansätze, dass Frauen seltener angeklagt und verurteilt sowie mit einem geringeren Strafmaß belegt würden. Geschlechtsspezifische Unterschiede im Delinquenzbereich sind demnach das Ergebnis eines geschlechtsspezifischen Selektionsprozesses, der von der Entdeckung der Straftat durch die Bevölkerung und der Polizei bis zur gerichtlichen Verurteilung reicht.

In der feministischen Kriminologie werden die oben genannten Positionen zum Teil als Produkte androzentristischen Denkens kritisiert. Die Hypothese, dass diese Ansätze mehr über das Frauenbild des Forschers als über das Handeln von Frauen aussagen, ist nicht immer von der Hand zu weisen.

Das Heidelberger Erklärungsmodell

Am Institut für Kriminologie der Universität Heidelberg haben wir einen alternativen Ansatz entwickelt, um die unterschiedliche Gewaltkriminalität von Frauen und Männern zu erklären. Hierzu verknüpfen wir Elemente von Handlungs-, Sozialisations- und Kulturtheorien. Ausgangspunkt ist eine allgemeine soziologische Handlungstheorie, nach der Werte und Normen entscheidende Kategorien zur Erklärung menschlichen Handelns sind. Werte können als zentrale und abstrakte Zielvorstellungen

und Lebensprinzipien definiert werden, Normen als Verhaltensvorschriften und Verhaltenserwartungen. Der Mensch, der in eine komplexe Umwelt eingebunden ist, benötigt Mittel, um die ihn umgebende Komplexität zu reduzieren. Werte und Normen helfen ihm dabei, Informationen zu verarbeiten und subjektiv Wichtiges auszuwählen. Sie dienen somit als „Filter“ und beeinflussen das Ergebnis der Informationsverarbeitung, die Auswahl von Handlungszielen sowie die Mittel zur Zielerreichung. Durch Werte können wichtige von unwichtigen Handlungszielen unterschieden werden, und Normen ermöglichen es, akzeptierte von nicht akzeptierten Handlungsmitteln abzugrenzen. Demnach ist jede Handlung von Werten und Normen abhängig.

Aus diesem Ansatz haben wir drei Hypothesen abgeleitet, die uns helfen zu verstehen, warum Männer häufiger zu Gewalt neigen als Frauen:

1. Frauen präferieren andere Werte als Männer.
2. Die Werte, in denen sich Frauen und Männer unterscheiden, haben einen Einfluss auf die Gewaltbereitschaft.
3. Männer sind gewalttätiger als Frauen, weil sie in größerem Umfang Delinquenz fördernde Werte präferieren und Delinquenz hemmende Werte ablehnen.

Die Daten, die wir zur Überprüfung der Hypothesen genutzt haben, stammen aus mehreren repräsentativen Bevölkerungsbefragungen. Die erste Umfrage mit zufällig ausgewählten Personen aus Heidelberg und Freiburg wurde 1998 von Heidelberger Kriminologen durchgeführt und umfasst etwa 3.000 Personen zwischen 14 und 70 Jahren. Um die Gewaltkriminalität der Teilnehmer zu messen, fragten wir sie, wie häufig sie vorgegebene Handlungen begangen hatten: Sachbeschädigung, Einbruch und Körperverletzung. Zudem erfassten wir, wie gewaltbereit die Befragten waren. Die Messung von Wertorientierungen erfolgte mithilfe einer Liste, die erstrebenswerte Dinge und Lebenseinstellungen für das Individuum aufzählte. Dabei wurden drei Wertedimensionen unterschieden: traditionelle Werte, moderne idealistische Werte und moderne materialistische Werte. Bezüglich der Normakzeptanz erhoben wir zudem, wie stark die Befragten verschiedene Verhaltensweisen wie Handtaschenraub und Körperverletzung ablehnten.

Unsere Analyse zeigt, dass Frauen andere Werte präferieren als Männer. Abbildung 1 stellt die Geschlechter- und Altersabhängigkeit von Werten dar. Den größten Unterschied zwischen Männern und Frauen konnten wir bei modernen idealistischen Werten ausmachen; darunter fallen soziale, altruistische, sozialintegrative und ökologisch-alternative Wertorientierungen sowie politische Toleranz.

KRIMINOLOGIE

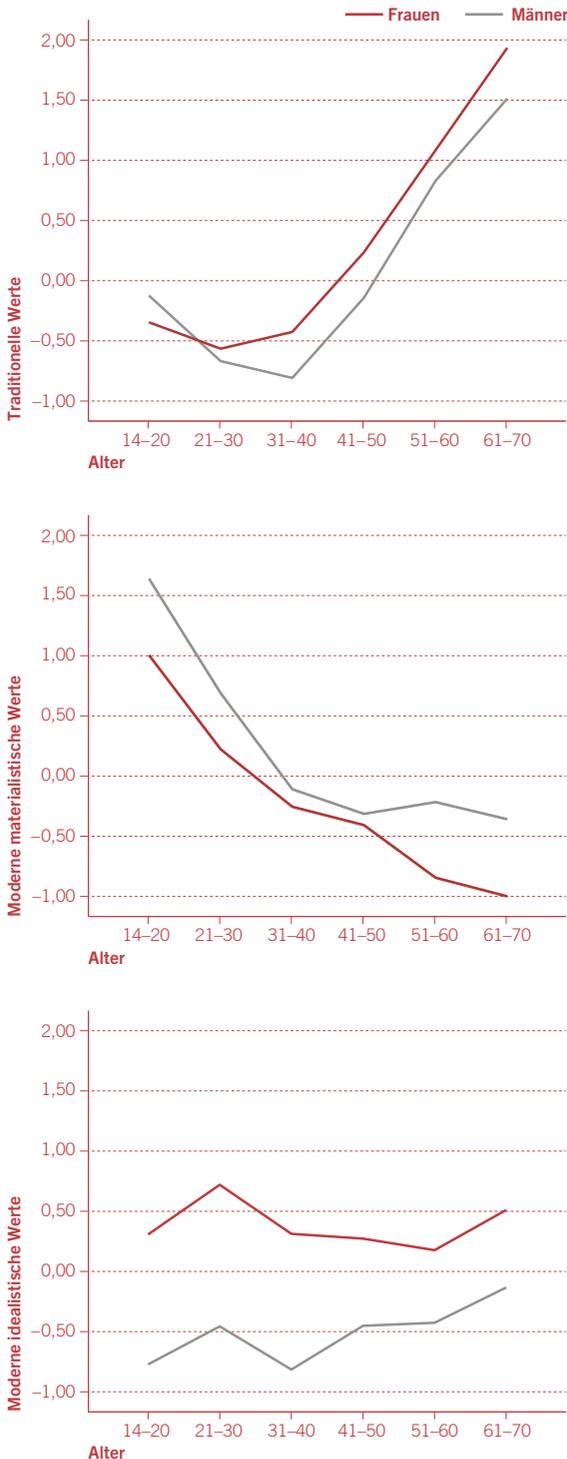


Abbildung 1
Geschlecht, Alter und Werte

Die Orientierung von Frauen an diesen Werten ist erheblich ausgeprägter als die von Männern. Die individuelle Relevanz moderner idealistischer Werte korreliert mit Normakzeptanz und Gewaltkriminalität. Mit einem Strukturgleichungsmodell – das ist eine Analyse, die es ermöglicht, postulierte Kausalbeziehungen zu überprüfen – konnten wir ein Modell bestätigen, in dem das Geschlecht über die Variablen „moderne idealistische Wertorientierungen“ und „Normakzeptanz“ die Häufigkeit von Gewaltkriminalität beeinflusst. Die Schätzungen der Effektstärken sind signifikant. In Abbildung 2 ist das Modell grafisch dargestellt. Die Zahlen neben den Pfeilen sind standardisierte Pfadkoeffizienten, also Maße für die Stärke von Zusammenhängen.

In dem beschriebenen Modell gibt es keinen relevanten direkten Zusammenhang zwischen Geschlecht und Gewaltkriminalität. Direkte Effekte gibt es nur von Geschlecht auf Werte, von Werten auf Normakzeptanz und von Normakzeptanz auf Gewaltbereitschaft. Dies bedeutet, dass die Beziehung zwischen Geschlecht und Gewaltkriminalität durch Wertorientierungen und Normakzeptanz vermittelt wird. Anders ausgedrückt: Wenn sich Frauen und Männer nicht in ihren Werten und ihrer Normakzeptanz unterscheiden würden, gäbe es keinen Zusammenhang zwischen Geschlecht und Gewaltkriminalität. Das Ergebnis der Analyse kann folgendermaßen interpretiert werden: Die Orientierung von Frauen an modernen idealistischen Werten ist ausgeprägter als die von Männern; je bedeutsamer diese Werte für eine Person sind, desto eher akzeptiert sie Gewalt verbietende Rechtsnormen – und je eher sie derartige Normen akzeptiert, desto seltener verübt sie Gewaltdelikte.

Die oben beschriebenen Ergebnisse überprüften wir in einer zweiten Analyse, die auf einer weitgehend repräsentativen Studie aus dem Jahr 2009 basiert. Hierzu wurden etwa 1.600 zufällig ausgewählte Personen zwischen 14 und 70 Jahren von uns befragt. Die Messung der Variablen erfolgte genauso wie in der ersten Studie aus dem Jahr 1998. Allerdings wurden die Fragen zur selbst berichteten Delinquenz nicht gestellt, so dass unsere zweite Analyse auf die Beziehung zwischen Geschlecht, Wertorientierungen und Normakzeptanz beschränkt ist. Dies ist keine wesentliche Einschränkung, denn die Normakzeptanz ist ein sehr guter Prädiktor für Gewaltkriminalität. Die Ergebnisse legen folgende Interpretation nahe: Die Orientierung von Frauen an christlichen und idealistischen Werten ist ausgeprägter als die von Männern. Je bedeutsamer diese Werte sind, desto eher werden Gewalt verbietende Rechtsnormen akzeptiert. Hedonistisch-materialistische Werte hingegen sind für Männer wichtiger als für Frauen, und je ausgeprägter diese Wertorientierung ist, desto größer ist die Ablehnung ebensolcher Rechtsnormen. Auch in diesem Modell gibt es keinen direkten Zusammenhang zwischen Geschlecht



Abbildung 2
Geschlecht und Gewaltkriminalität – Ergebnis eines Strukturgleichungsmodells

„Unsere These: Männer sind gewaltbereiter, weil sie in größerem Umfang als Frauen Delinquenz fördernde Werte präferieren und Delinquenz hemmende Werte ablehnen.“

und Normakzeptanz - auch in diesem Modell wird die Beziehung zwischen beiden Merkmalen also vollständig durch Wertorientierungen vermittelt.

Eine weitere Überprüfung unserer Ergebnisse erfolgte mittels einer Umfrage unter Kindern, durchgeführt von der „Forschungsgruppe Religion und Gesellschaft“, an der das Institut für Kriminologie beteiligt ist und die von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert wird. Eigentliches Ziel der Studie war es, die Vorbereitung der Kinder auf die Erstkommunion zu evaluieren, allerdings können die Daten auch genutzt werden, um die Frage nach dem Einfluss des Geschlechts auf die Gewaltbereitschaft zu beantworten. Für die Untersuchung wurden per Zufallsprinzip etwa 12.000 Kinder im Alter von acht bis neun Jahren aus ganz Deutschland ausgewählt. An der ersten Befragung im Frühsommer 2010 nahmen etwa 2.500 Kinder teil; davon waren 1.877 zu weiteren Befragungen bereit. Diese erste Befragung diente in erster Linie

der Erfassung der Bereitschaft, mehrfach an der Befragung teilzunehmen. An der ersten inhaltlich umfassenderen Befragung im Spätsommer 2010 (Welle 2) beteiligten sich 1.383 Kinder. An der dritten Welle im Frühsommer 2011 waren es 1.111, an Welle 4 (Sommer 2012) 1.022, an Welle 5 (Spätherbst 2013) 603 und an Welle 6 im Spätherbst 2014 noch 518 Kinder.

Das Ergebnis der Studie: Mädchen und Jungen unterscheiden sich deutlich in ihren Wertorientierungen. 72 Prozent der Mädchen war es sehr wichtig, anderen Menschen zu helfen, bei den Jungen waren es 65 Prozent. Idealistische Werte sind demnach für Mädchen bedeutsamer als für Jungen. Dies gilt auch für die Orientierung an Gesetz und Ordnung: Sich an die Regeln der Schule zu halten, war 75 Prozent der Mädchen sehr wichtig - und 64 Prozent der Jungen. Ein Strukturgleichungsmodell bestätigt auch hier unsere Hypothese: Das Modell zeigt signifikante Beziehungen zwischen

A QUESTION OF VALUES

DIETER HERMANN

Why are men more violent than women? Numerous hypotheses and studies have attempted to answer this question – however, they frequently reveal more about the researcher's own perception of women than about the object of the studies. Older works with a focus on biology, for instance, tend to present abstruse arguments based on special psychophysical characteristics of the female sex: They claim that, while women are underdeveloped from an evolutionary standpoint, the associated higher level of crime is compensated for by prostitution. In addition, the motility of the male sperm in contrast to the immobile female egg means that women are generally more passive and less inclined to use violence. Today, such hypotheses are irrelevant, except from a historical point of view.

Heidelberg criminologists have developed an alternative explanatory model that comprises elements from action, socialisation and culture theories. According to this model, the gender-specific socialisation of girls and boys leads them to adopt different sets of values. The most significant difference concerns idealistic values, such as social, altruistic, social-integrative and ecological-alternative value orientations, and political tolerance. Studies have shown that women attach far greater importance to these values than men. This value orientation in turn influences acceptance of legal norms and the ability to exert self-control – two aspects that inhibit violent crime and lessen the propensity towards violence. The fact that women prefer other values than men makes them less likely to become violent. ●

PROF. DR DIETER HERMANN has been teaching since 2005 as an adjunct professor at Heidelberg University's Institute of Criminology. He holds a diploma in mathematics and a PhD in sociology and earned his teaching credentials at the Faculty of Social and Behavioural Sciences of Heidelberg University. His research and publications focus on criminal, cultural and religious sociology, and especially on crime theories and prevention research. Dieter Hermann has received awards from the Fritz Thyssen Foundation and the state of Baden-Württemberg in recognition of his work.

Contact: hermann@
krimi.uni-heidelberg.de

“Women are more likely to embrace idealistic values. These values influence acceptance of legal norms and the ability to exert self-control – aspects that lessen the propensity towards violence.”



PROF. DR. DIETER HERMANN ist seit dem Jahr 2005 als außerplanmäßiger Professor am Institut für Kriminologie der Universität Heidelberg tätig. Seine akademischen Abschlüsse umfassen das Mathematik-Diplom, die Promotion in Soziologie und die Habilitation an der Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften der Universität Heidelberg. Zu seinen Forschungs- und Publikationsschwerpunkten gehören die Bereiche Kriminal-, Kultur- und Religionssoziologie, darunter insbesondere Kriminalitätstheorien und Präventionsforschung. Forschung und Lehre des Wissenschaftlers wurden durch einen Preis der Fritz-Thyssen-Stiftung und den Landeslehrpreis Baden-Württemberg ausgezeichnet.

Kontakt: hermann@krimi.uni-heidelberg.de

„Frauen orientieren sich stärker an idealistischen Werten. Diese beeinflussen die Akzeptanz von Rechtsnormen und die Fähigkeit zur Selbstkontrolle.“

Geschlecht, den genannten Wertorientierungen, der Akzeptanz von Normen und der Gewaltbereitschaft. Indem die relevanten Merkmale in verschiedenen Wellen gemessen wurden, lagen zwischen der Erfassung von Werten und Gewaltbereitschaft dabei mehrere Jahre; dies gewährleistet, dass die zeitliche Reihenfolge zwischen Werten als Ursache und Gewaltbereitschaft als Wirkung korrekt abgebildet ist.

Integration der verschiedenen Ansätze

Männer sind im Durchschnitt gewalttätiger als Frauen. Dies wurde mehrfach bestätigt. In der Sozialisations- und der Kulturtheorie gibt es zahlreiche Erklärungen für diese Geschlechterunterschiede und etliche empirische Analysen hierzu. Sie zeigen insbesondere, dass der Erziehungsstil und die Kontrollintensität der Eltern vom Geschlecht des Kindes abhängig sind, dass Frauen eine größere Selbstkontrollkompetenz besitzen als Männer und dass sich die Geschlechter in der Art der Sozialkontakte unterscheiden.

Diese Merkmale haben auch einen Einfluss auf die Gewaltkriminalität, allerdings können sie die Beziehung zwischen Geschlecht und Gewalt nicht vollständig erklären. Indes ist es möglich, die Ergebnisse dieser Ansätze in das oben dargestellte Heidelberger Modell zu integrieren: Die geschlechtsspezifische Sozialisation durch die Eltern fördert die Ausbildung unterschiedlicher Werte, und diese beeinflussen die Akzeptanz von Normen, die Art der Sozialkontakte und die Fähigkeit zur Selbstkontrolle. Derartige Merkmale wiederum wirken sich auf die Gewaltkriminalität und die Bereitschaft zu Gewalt aus. Somit ist es möglich, einen Großteil der Studien zu der Thematik in einem Gesamtmodell zusammenzuführen, das geschlechterspezifische Unterschiede in Gewaltaktivitäten erklärt – dieses Modell jedoch bedarf der empirischen Überprüfung. ●

**FEHLGEST
EUER**

**TE
HORMONE**

FEHLGESTEUERTE HORMONE

AUTISMUS ALS EXTREMFORM MÄNNLICHEN VERHALTENS?

GUDRUN RAPPOLD

Autismus ist eine schwere Entwicklungsstörung in vielerlei Ausprägungen. Auffällig ist, dass zu meist Männer von der Erkrankung betroffen sind. Wie ist dieser Geschlechtsunterschied zu erklären? Neue molekularbiologische Studien belegen: Das männliche Geschlechtshormon Testosteron beeinflusst Gene, die mit Autismus in einem ursächlichen Zusammenhang stehen.

**“Doctor: Ray! Do you know how much
a square root of 2130 is?
Raymond: 4-6 point 1-5-1-9-2-3-0-4.
(the calculator shows 46.15192304)
Charlie: That’s amazing! He is
amazing! He should work for NASA
or something like that.”**

“Rain Man”, 1988, mit Dustin Hoffman

R

Romane und Filme wie der amerikanische „Rain Man“ mit Dustin Hoffman in der Hauptrolle haben Menschen mit Autismus einem großen Publikum bekannt gemacht. Wissenschaftlich betrachtet handelt es sich dabei um eine ganze Gruppe von klinisch wie genetisch sehr heterogenen Störungen, die heute unter dem Begriff „Autismus-Spektrum-Erkrankungen“ zusammengefasst werden. Etwa ein Prozent der Kinder in der Bevölkerung weist eine solche Erkrankung auf. Erste Anzeichen von Autismus zeigen sich in der Regel bereits vor dem dritten Lebensjahr, sodass die Erkrankung zumeist früh diagnostiziert wird.

Trotz des breiten Spektrums und vieler individueller Unterschiede zeigen autistische Störungen eine Reihe gemeinsamer Merkmale: Die erkrankten Kinder spielen gerne alleine und auf andere Weise; ihr Verhalten weicht früh von dem anderer Kinder ab. Vor allem im sozialen Umgang und in der Kommunikation mit Mitmenschen äußert sich die Entwicklungsstörung, wobei Blickkontakte, Konversation und Beziehungsfähigkeit gleichermaßen betroffen sind. Zu den typischen Merkmalen gehören zudem stereotype, repetitive Verhaltensweisen und ein begrenztes Interessenspektrum sowie eine gestörte Informationsverarbeitung. Folglich fällt es autistischen Menschen schwer, wichtige von unwichtigen Reizen zu unterscheiden und adäquat zu filtern. Und noch eines haben alle autistischen Störungen gemein: Männer sind ungleich häufiger von Autismus betroffen als Frauen.

Mehr Jungen als Mädchen betroffen

Besonders zum Tragen kommt dieser Geschlechtsunterschied bei Personen mit „Asperger-Syndrom“. Dabei handelt es sich um eine eher milde Variante des Autismus, die mit bestimmten Sonderbegabungen einhergeht, etwa einer außergewöhnlichen Fähigkeit zum Kopfrechnen und

besonderen Merkfähigkeit. Das Verhältnis der betroffenen Mädchen zu Jungen beträgt beim Asperger-Syndrom eins zu zwölf. Aber auch schwerere Formen des Autismus, die mit geistigen Einschränkungen verbunden sind, treten bei Männern häufiger auf: Auf eine betroffene Frau kommen vier Männer. Dieser auffällige Unterschied zwischen den Geschlechtern ist bislang noch nicht verstanden – er bietet jedoch einen Ansatz, um die Ursachen der Erkrankung zu erforschen. Mittlerweile liegen dazu erste wissenschaftliche Erkenntnisse vor.

Eine grundsätzliche Frage, die sich in diesem Zusammenhang stellt, lautet: Gibt es überhaupt das „typisch“ männliche oder weibliche Verhalten? Oder werden wir durch kulturelle Einflüsse zu Männern und Frauen gemacht (siehe auch den Beitrag „Der kleine Unterschied – Was macht uns zu Mann oder Frau?“ auf Seite 16)? Trotz aller Erklärungen zu gesellschaftlich-kulturell geprägten Unterschieden: Jungen spielen in der Regel lieber mit Autos und Mädchen lieber mit Puppen. Aus solchen Beobachtungen wurde stark vereinfachend geschlossen, dass Jungen eher systemorientiert und Mädchen eher empathisch sind. Systemorientierte Menschen analysieren eingehende und ausgehende Reize und erfassen rasch die Regeln, die einem System zugrunde liegen. Empathischen Menschen wird zugeschrieben, besonders gut auf die Empfindungen, Gedanken, Emotionen oder Motive anderer Menschen eingehen zu können. Solche Überlegungen liegen der „Extreme Male Brain Theorie“ des britischen Psychologen Simon Baron-Cohen zugrunde, der erstmals im Jahr 1997 postuliert hat, dass es sich beim Autismus um eine extreme Form des normalen männlichen Verhaltens handeln könnte.

Weitere wichtige Fragen, die es zu klären gilt, sind: Wirken sich die neuroanatomischen Unterschiede, die zwischen Frauen und Männern bestehen, auf die Kognition aus? Und wie führen eventuelle kognitive Unterschiede zu den charakteristischen Merkmalen, die bei Menschen mit einer Autismus-Spektrum-Erkrankung zu beobachten sind? Um diese Fragen beantworten zu können, müssen beide Geschlechter getrennt voneinander untersucht werden. Dabei stellt man fest: Männer wie Frauen mit einer Autismus-Spektrum-Erkrankung zeigen in ihrem Verhalten einen leichten Shift, eine Verschiebung, in Richtung „männliches Verhalten“. Untersuchungen belegen, dass die Konzentration männlicher Geschlechtshormone (Androgene) in der Fruchtwasserflüssigkeit von Jungen, die später als Autisten diagnostiziert wurden, deutlich erhöht ist. Dieser Befund stützt die Vorstellung, dass Hormone biologische Risikofaktoren für Autismus-Spektrum-Erkrankungen sein könnten: Die Wirkung einer erhöhten Konzentration an männlichen Hormonen im Mutterleib könnte den Geschlechtsunterschied bei Autismus erklären – und die Theorie vom „Extreme Male Brain“ unterstützen.



PROF. DR. GUDRUN RAPPOLD ist seit 2003 Direktorin des Lehrstuhls für Molekulare Humangenetik an der Medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg. Ihre wissenschaftliche Laufbahn führte sie zuvor an die Universitäten Konstanz, Heidelberg und Stanford, USA. Weiterhin arbeitete sie als DAAD-Stipendiatin an der MRC Mammalian Genome Unit in Edinburgh, Schottland, und als wissenschaftliche Mitarbeiterin am European Molecular Biology Laboratory (EMBL), Heidelberg, sowie am Imperial Cancer Research Fund in London, England. Gudrun Rappold beschäftigt sich mit den genetischen Grundlagen von Entwicklungsstörungen des Menschen, insbesondere der Rolle von Transkriptionsfaktoren bei der Gehirnentwicklung, die bei frühkindlichen Entwicklungsstörungen von besonderer Bedeutung sind. Die dabei angewandten Untersuchungen reichen von molekularen Ansätzen in Zellsystemen bis hin zu Verhaltensanalysen in Tiermodellen. Alle Analysen sind auf eine zukünftige klinische Anwendung ausgerichtet.

Kontakt: gudrun.rappold@med.uni-heidelberg.de

Doch auf welche Weise entfalten die Hormone ihre Wirkung? Beeinflusst die höhere Konzentration an männlichen Hormonen Gene, die ursächlich mit Autismus in Zusammenhang gebracht werden, und verändert sie deren Regulation? Diesen Fragen sind wir in unserer Arbeitsgruppe am Institut für Humangenetik der Universität Heidelberg nachgegangen.

Ein Gen namens Foxp1

Wissenschaftliche Studien der letzten Jahre haben gezeigt, dass bereits die Veränderung (Mutation) eines einzigen Gens zum klinischen Bild des Autismus führen kann – es können allerdings bei unterschiedlichen Menschen unterschiedliche Gene betroffen sein. Dieser genetischen Komplexität wird der moderne Sammelbegriff Autismus-Spektrum-Erkrankungen gerecht. Zu einem genaueren Bild darüber, was die gestörten biologischen Prozesse und Verhaltensabläufe verursacht, haben Mausmodelle verholfen, also Untersuchungen an Mäusen, die in ihrem Erbgut die bei Patienten nachgewiesenen Mutationen tragen. Die Tiermodelle lassen sich auch nutzen, um autistische Merkmale wie soziale Defizite und repetitives Verhalten zu untersuchen oder frühe und späte embryonale Stadien sowie erste Stadien nach der Geburt exakt zu analysieren. Die Tiermodelle erlauben es, vielfältigen Fragen nachzugehen – von besonderem Interesse aber ist, ob bestimmte Gene bei männlichen und weiblichen Mäusen unterschiedlich „zum Ausdruck“ kommen: Werden Gene bei Männchen anders als bei Weibchen abgelesen und in Proteine übersetzt? Werden Gene in bestimmten Entwicklungsstadien unterschiedlich reguliert? Gibt es verschiedene Regulationsmechanismen in verschiedenen Gehirnregionen? Wissenschaftlich gesprochen: Bestehen Unterschiede in der „Expression“ bestimmter Gene zwischen den Geschlechtern?

Wir haben dazu Untersuchungen zu mehreren Genen durchgeführt, für die ein ursächlicher Zusammenhang zum Autismus belegt ist. Eines dieser Gene heißt „Foxp1“, ein entwicklungsgeschichtlich wichtiges Gen aus der sogenannten Forkhead-Genfamilie. Unsere Arbeitsgruppe konnte nachweisen, dass Mutationen in diesem Gen zu Autismus führen können. Das nach den Informationen des Fxp1-Gens von der Zelle hergestellte Protein (Fxp1-Protein) wirkt als Transkriptionsfaktor, das heißt, es steuert die Expression von Genen, also das Ablesen der genetischen Informationen, die dann in Protein übersetzt werden. Menschen, deren Fxp1-Gen aufgrund einer Mutation verloren gegangen ist oder sich verändert hat, zeigen charakteristische autistische Defizite mit geistigen und sozialen Einschränkungen. Auch Mäuse, bei denen das Fxp1-Gen mit experimentellen Methoden ausgeschaltet wurde, weisen Entwicklungsstörungen und Verhaltensauffälligkeiten im kognitiven und sozialen Bereich auf. Sie sind beispielsweise hyperaktiv, zeigen ein

“Christopher Boone is fifteen and has Asperger Syndrome. He knows a great deal about math and very little about human beings. He loves lists, patterns, and the truth. He hates being touched. He has never gone further than the end of the road by its own.”

Mark Haddon, in “The Curious Incident of the Dog in the Night-Time”, 2003

repetitives Verhalten und haben kein Interesse an ihren Artgenossen. Im Gehirn dieser Mäuse konnten wir Veränderungen im „Striatum“ feststellen, einer Region im Großhirn, der eine bedeutende Rolle im Zusammenwirken von Motivation, Emotion, Kognition und Bewegungsverhalten zugeschrieben wird. Auch eine veränderte Aktivität des Hippocampus, einer zentralen Schaltstelle des Hirns für sensorische Informationen, konnten wir bei unseren Untersuchungen nachweisen.

Fehlgesteuerte Aktivität

Bei der Untersuchung von nicht genetisch veränderten Mäusemännchen und -weibchen haben wir einen weiteren interessanten Zusammenhang entdeckt: Im Gehirn der männlichen Mausembryonen wurde das *Foxp1*-Gen während eines bestimmten Zeitpunkts vor der Geburt vermehrt exprimiert. Nun wollten wir wissen, ob die Genexpression von männlichen Hormonen beeinflusst wird. Wir untersuchten daraufhin Mäuse, denen auf experimentellem Wege der Rezeptor für das männliche Geschlechtshormon

„Männer sind ungleich häufiger von Autismus betroffen als Frauen. Dies bietet einen Ansatz, um die Ursachen der Erkrankung zu erforschen.“

Testosteron beziehungsweise Dihydrosteron in den Zellen der entsprechenden Hirnareale ausgeschaltet worden war. Dabei zeigte sich, dass die *Foxp1*-Expression bei diesen Tieren in dem kritischen Zeitfenster deutlich niedriger war als bei genetisch nicht veränderten Mäusen.

Dieses Ergebnis legt folgenden Schluss nahe: Es gibt eine von männlichen Geschlechtshormonen abhängige Aktivität der Gene, die zu geschlechtsspezifischen Unterschieden in der Hirnentwicklung führt. Fehlsteuerungen dieser hormonellen Regulation und daraus resultierende Hirnveränderungen können soziale und kommunikative Defizite zur Folge haben, wie sie bei Autismus-Spektrum-Erkrankungen zu beobachten sind. Die geschlechtsspezifische Genexpression zu kritischen Zeitpunkten während der Embryonalentwicklung unterstreicht ebenso wie die geschlechtsspezifische Genexpression in bestimmten Gehirnarealen, dass die Gene und ihre Genprodukte an der Bildung eines „männlichen“ beziehungsweise „weiblichen“ Gehirns beteiligt sind. Ein fehlgesteuerter Einfluss der Hormone zu kritischen Zeitfenstern

MISREGULATING HORMONES

AUTISM AS AN EXTREME FORM OF MALE BEHAVIOUR?

GUDRUN RAPPOLD

Autism is a severe development disorder that can take many forms. Scientifically speaking, it comprises an entire range of disorders that are today summarised under the umbrella term “autism spectrum disorders”. Despite their varied nature, autistic disorders have a number of common characteristics: Autism manifests itself mainly in social situations and in the autistic person's communication with other people, especially in terms of eye contact, conversation and relationship building skills. Other symptoms are stereotypical, repetitive behaviour, a limited range of interests and impaired information processing. As a result, autistic people have a hard time distinguishing important from unimportant stimuli and filtering them adequately. And there is another interesting commonality of autistic disorders: They affect men far more often than women. This observation offers an approach to investigating the causes of the disorder.

Scientific studies over the past years have shown that even the mutation of a single gene may lead to clinical symptoms of autism – and that different genes may be affected in different patients. Using mouse models, i.e. examinations of mice that carry the same mutation as autism patients in their genome, we were able to show the following: Male sexual hormones can control the activity of genes that are known to play a role in the development of autism. A misdirected influence of hormones at critical times during embryonic development may be one of the mechanisms causing the condition. We are now using mouse models to investigate various aspects of brain developmental and neuron maturation leading to behavioural problems in the cognitive and social areas. In this way, we hope to better understand the extensive and complex developmental disorders underlying various forms of autism and to find ways of treating them more effectively. ●

PROF. DR GUDRUN RAPPOLD joined Heidelberg University in 2003 as director of the Chair of Molecular Human Genetics at the University's Medical Faculty. Prior to this, her academic career took her to the universities of Constance, Heidelberg and Stanford (USA), to the MRC Mammalian Genome Unit in Edinburgh, Scotland, as a DAAD Fellow and to the European Molecular Biology Laboratory (EMBL), Heidelberg, and the Imperial Cancer Research Fund in London, England, as a postdoctoral research fellow. Prof. Rappold researches the genetic mechanisms of human developmental disorders, especially the role of transcription factors in early-childhood developmental disorders. Her work ranges from molecular approaches in cell cultures and animal models to clinical applications.

Contact: gudrun.rappold@
med.uni-heidelberg.de

“Men are far more often affected by autism than women. This observation offers an approach to investigating the causes of the disorder.”

während der Embryonalentwicklung ist somit ein möglicher Mechanismus, der zu Autismus führt.

Ein kleiner Ausflug in die Evolution mag vor diesem Hintergrund von zusätzlichem Interesse sein: Ein naher Verwandter des *Foxp1*-Gens ist das Gen *Foxp2*, das beim Menschen eine wichtige Rolle in der Sprachentwicklung spielt. Die Gene *Foxp1* und *Foxp2* werden gemeinsam im menschlichen Striatum exprimiert, wo ihre beiden Proteine Komplexe, sogenannte Heterodimere, bilden. Bei männlichen Singvögeln (Zebrafinken) konnten Studien folgenden Zusammenhang zeigen: Wenn die männlichen Zebrafinken singen, ist die Expression des *Foxp2*-Gens im Striatum der Vögel erhöht. Schon lange ist bekannt, dass der Vogelgesang vom männlichen Hormon Testosteron reguliert wird und der Gesang der Männchen bei unterschiedlichen Vogelarten unmittelbar nach Sonnenaufgang beginnt, da die Hoden Testosteron abhängig vom Licht ausschütten. Der Gesang bei Vögeln ist also eindeutig „Männersache“. Mit anderen Worten: Es zeigt sich ein Geschlechtsunterschied in einem Verhalten (Kommunikation), das aufgrund des höheren Testosteronhormonspiegels bei Männchen zustande kommt und etwas mit den Genen *Foxp1* und *Foxp2* zu tun hat.

Vom Gen zum Verhalten

Männer und Frauen haben eine unterschiedliche Prädisposition für Erkrankungen - Autismus ist hierfür nur ein besonders augenfälliges Beispiel. Die für den Autismus verantwortlichen Gene zu identifizieren, ihre Regulation wie Expression zu analysieren und ihre Funktion zu charakterisieren sind wesentliche Schritte, um das komplexe Spektrum der Autismus-Störungen und ihr Zustandekommen zu verstehen. Hierbei helfen uns die Mausmodelle. Die Untersuchungen an diesen Tieren werden es uns auch weiterhin erlauben, die unterschiedlichen Aspekte der Gehirnentwicklung und des Heranreifens von Nervenzellen bis hin zu Verhaltensaspekten zu ergründen. Unsere Hoffnung ist, auf diese Weise die tief greifenden und komplexen Entwicklungsstörungen bei Autismus-Spektrum-Erkrankungen mit ihren Verhaltensauffälligkeiten im kognitiven und sozialen Bereich besser verstehen und effektiver behandeln zu können. ●

„Bereits die Veränderung eines einzigen Gens mit seinen Auswirkungen auf die Proteinfunktion kann zum klinischen Bild des Autismus führen.“

TODDLICHER

STOLZ

TÖDLICHER STOLZ

WARUM MÄNNER FRÜHER STERBEN

TILL BÄRNIGHAUSEN

Frauen leben länger als Männer. Das gilt mit wenigen Ausnahmen weltweit. Die Ursachen dafür sind biologische Unterschiede – und ein unterschiedliches Verhalten. So nehmen Männer lebensrettende Gesundheitsleistungen seltener in Anspruch als Frauen. Die Studien Heidelberger Forscher zur Akzeptanz von Diagnose- und Behandlungsmöglichkeiten der HIV-Infektion im südlichen Afrika belegen eindrücklich den verhängnisvollen geschlechtsspezifischen Verhaltensunterschied – und zeigen Lösungsmöglichkeiten auf.

E

Eine der großen Ungleichheiten zwischen Frau und Mann ist die unterschiedliche Lebenserwartung: Frauen leben durchschnittlich rund sechs Jahre länger als Männer. Das zeigt das Projekt „Global Burden of Disease“ (GBD), eine im Jahr 1990 initiierte Studie, an der rund um den Globus mehr als 1.800 Wissenschaftler beteiligt sind. Auch unsere Heidelberger Forschergruppe arbeitet daran mit: Das GBD-Projekt konnte aufzeigen, dass sich der Unterschied in der Lebenserwartung von Frauen und Männern in den letzten drei Jahrzehnten in nahezu allen Ländern weltweit stetig vergrößert hat.

Was sind die Gründe für den Geschlechtsunterschied in der Lebenserwartung? Zum einen hat der Unterschied biologische Ursachen. Männer sind genetisch benachteiligt:



PROF. DR. DR. TILL BÄRNIGHAUSEN ist seit dem Jahr 2016 Alexander von Humboldt-Professor und Direktor des Instituts für Public Health an der Medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg. Er hat an der Universität Heidelberg Medizin studiert und wurde hier auch promoviert. Nach Facharzt Ausbildung in Allgemeinmedizin, zwei Master-of-Science-Studien (in Health Systems Management an der London School of Hygiene & Tropical Medicine sowie in Financial Economics an der SOAS in London), einem DAAD-Postdoc in China und der Arbeit als Unternehmensberater bei McKinsey & Company, absolvierte er eine zweite Promotion an der Harvard-Universität in Boston. Anschließend arbeitete er sieben Jahre lang als Professor an der Harvard-Universität und gleichzeitig als Senior Epidemiologist und Programmdirektor am Africa Health Research Institute des britischen Wellcome Trust in Somkehe, Südafrika. Sein Forschungsschwerpunkt sind die Auswirkungen großflächiger medizinischer Eingriffe auf die Bevölkerungsgesundheit sowie auf soziale und ökonomische Faktoren wie Schulleistung, Arbeitslosigkeit und Haushaltseinkommen.

Kontakt: till.baernighausen@uni-heidelberg.de

Das männliche Y-Chromosom entwickelt häufiger Mutationen als das X-Chromosom; und weil Männer (XY) nur über ein X-Chromosom verfügen, leiden sie häufiger als Frauen (XX), deren zweites X-Chromosom „ausgleichend“ wirken kann, an genetisch bedingten Erkrankungen. Auch hormonell sind Männer im Nachteil: Das männliche Geschlechtshormon Testosteron erhöht die Konzentration des sogenannten schlechten Cholesterins (LDL) und es senkt die Konzentration des „guten“ Cholesterins (HDL) – LDL erhöht das Risiko, einen Herz- oder Hirnschlag zu erleiden, HDL senkt es. Das weibliche Geschlechtshormon Östrogen hingegen schützt Frauen bis zu den Wechseljahren vor Herzinfarkten und anderen Erkrankungen des Herz-Kreislauf-Systems.

Derartige biologische Unterschiede können die verschiedene Lebenserwartung von Frauen und Männern teilweise erklären – zumeist aber scheint die Diskrepanz darauf zu beruhen, dass sich Frauen und Männer unterschiedlich verhalten. Um welche geschlechtsspezifischen Verhaltensunterschiede es sich dabei handelt, lässt sich exemplarisch anhand unserer Forschungsarbeiten zur Verbreitung und Bekämpfung der HIV-Epidemie im südlichen Afrika zeigen.

HIV in Afrika

Halten wir noch einmal fest: Fast überall auf der Welt ist die durchschnittliche Lebenserwartung in den letzten drei Jahrzehnten stetig gestiegen – mit einer bedeutsamen Ausnahme: In Ländern, in denen hohe Infektionsraten mit dem AIDS auslösenden HI-Virus (HIV) vorliegen – sie liegen alle in Afrika südlich der Sahara – ist die Lebenserwartung stark gefallen. Der Grund hierfür ist, dass eine unbehandelt bleibende HIV-Infektion zu einem zumeist frühen Tod des Betroffenen führt. Im südlichen Afrika ereignen sich die meisten HIV-Neuinfektionen im Alter von 15 bis 35 Jahren – ohne Behandlung sterben die Infizierten rund zehn Jahre später, also im Alter von 25 bis 45 Jahren. Erfolgt aber eine großflächige Behandlung gegen HIV, kann die verfrühte Sterblichkeit aufgehalten und die Lebenserwartung wieder angehoben werden. Das konnten wir in mehreren Studien zeigen, die wir in einer ländlichen Region in Südafrika durchführten.

Unsere Untersuchungen erfolgten an einem Forschungszentrum des britischen Wellcome Trusts, dem Africa Health Research Institute, im uMkhanyakude-Distrikt der Provinz KwaZulu-Natal an der südafrikanischen Ostküste. Dort leben rund 100.000 Menschen, die seit dem Jahr 2000 in einer bevölkerungsbasierten Kohortenstudie erfasst werden. Wir registrieren hier beispielsweise die Geburten und Todesfälle sowie die Aus- und Einwanderungen aus dem Gebiet und erheben detaillierte Lebensdaten, beispielsweise zum Sexualverhalten oder zur Schulbildung. Diese Daten haben wir genutzt, um nachzuvollziehen, wie sich die Lebenserwartung der Menschen über die Zeit hinweg

entwickelt hat. Dabei zeigte sich: Mit Einführung der großflächigen HIV-Therapie ist die Lebenserwartung stark gestiegen – und zwar in jedem Kalenderjahr um ungefähr ein Lebensjahr. Noch im Jahr 2003 – ein Jahr bevor die HIV-Behandlung vom öffentlichen Gesundheitssystem in Südafrika angeboten wurde – lag im uMkhanyakude-Distrikt die Lebenserwartung für Erwachsene, die das Alter von 15 Jahren erreicht hatten, bei lediglich 49 Jahren. Im Jahr 2011 betrug sie wieder 61 Jahre. Die Lebenserwartung der Menschen, die nicht an HIV starben – die sogenannte Lebenserwartung ohne HIV-Todesursachen –, blieb währenddessen unverändert bei rund 70 Jahren. Das weist darauf hin, dass es in der Tat die großflächige HIV-Behandlung ist, die den Anstieg in der Lebenserwartung bewirkt hat und nicht etwa eine gesündere Ernährung oder eine bessere Wasserversorgung.

In einem zweiten Schritt wiederholten wir die Analyse getrennt für Frauen und Männer. Das Ergebnis: Die Lebenserwartung der Frauen war deutlich stärker gestiegen als die der Männer. Wurden die erwachsenen Frauen im Jahr 2003 durchschnittlich 51 Jahre alt, erreichten sie im Jahr 2011 durchschnittlich 65 Jahre. Innerhalb von nur acht Jahren hatte sich die Lebenserwartung der Frauen also um 14 Jahre erhöht – die Lebenserwartung erwachsener Männer hingegen war im gleichen Zeitraum um lediglich neun Jahre gestiegen, von 47 auf 56 Lebensjahre.

Wieso konnte die HIV-Massenbehandlung den Unterschied in der Lebenserwartung zwischen den Geschlechtern so stark und so schnell vergrößern? Dies hat mehrere Gründe. Einer davon ist, dass die HIV-Infektion unter Frauen zu höheren Verlusten in der Lebenserwartung führt, weil Frauen zum Zeitpunkt der Infektion durchschnittlich drei bis fünf Jahre jünger sind als Männer. Eine große Rolle spielt aber auch die unterschiedliche Inanspruchnahme von Gesundheitsleistungen: In fast allen Kulturen, in fast allen Gesundheitssystemen und bei fast allen Erkrankungen nehmen Männer Gesundheitsleistungen deutlich weniger häufig in Anspruch als Frauen – so ist es auch im Falle der HIV-Behandlung in den afrikanischen Ländern südlich der Sahara.

Exemplarisch zeigt sich das im uMkhanyakude-Distrikt, wo HIV und AIDS trotz der großflächigen Behandlung noch immer die häufigste Todesursache ist. Viele derer, die der Immunschwächekrankheit dort nach wie vor erliegen, haben nie eine Klinik aufgesucht, die eine HIV-Behandlung anbietet – die meisten von ihnen sind Männer. Das belegen unsere für das Jahr 2011 erhobenen Zahlen: Rund 60 Prozent der Todesfälle unter Männern traten auf, bevor die Betroffenen jemals in einer HIV-Klinik erschienen waren. Unter Frauen lag dieser Prozentsatz bei nur ungefähr 40 Prozent. Kürzlich haben wir erstmals nachweisen können, dass Frauen zudem

deutlich weniger Zeit zwischen der Infektion mit HIV und dem ersten Besuch einer HIV-Klinik verstreichen lassen: Fünf Jahre nach der HIV-Infektion haben mehr als 50 Prozent der infizierten Frauen – aber weniger als 30 Prozent der infizierten Männer – eine HIV-Klinik aufgesucht. Ähnliche Unterschiede in der Inanspruchnahme der HIV-Behandlung haben wir auch in Tansania und Swasiland beobachtet.

Lösungsvorschläge

Es gibt verschiedene Erklärungen für den auffälligen Geschlechtsunterschied in der Inanspruchnahme der lebensrettenden HIV-Behandlung. In vielen Gemeinschaften der Welt etwa wird der Mann bei der HIV-Übertragung als „Täter“ und die Frau als „Opfer“ angesehen. Diese Sichtweise kann sich auf das Verhalten von Krankenschwestern und Ärzten auswirken, die die Patienten in den Kliniken behandeln. In vielen Ländern Afrikas

südlich der Sahara fordern Politiker und Patientensprecher deshalb inzwischen „männerfreundliche Kliniken“. Ebenso denkbar ist es, dass der Inanspruchnahme lebensrettender medizinischer Leistungen das Selbstverständnis der Männer im Wege steht, das dadurch bedroht wird, dass sie in die Klinik gehen, dort Hilfe suchen und Abhängigkeit eingestehen.

Unsere Forschungsergebnisse legen nahe, dass aktive Eingriffe, beispielsweise Hausbesuche, die Inanspruchnahme von Gesundheitsleistungen bei Männern wie Frauen deutlich erhöhen können. Die Menschen müssen dann nicht in die Klinik kommen, um sich auf HIV testen zu lassen oder Medikamente zur HIV-Behandlung zu erhalten. Auch zusätzliche Anreize, etwa kleine Geldbeträge, zeigen unabhängig vom Geschlecht deutliche Effekte: Wir haben mit einem Geldgeschenk von circa drei

**„In fast allen Kulturen,
in fast allen
Gesundheitssystemen
und bei fast allen
Erkrankungen nehmen
Männer Gesund-
heitsleistungen deutlich
weniger häufig in
Anspruch als Frauen.“**

„In vielen Gemein- schaften der Welt wird der Mann bei der HIV-Übertragung als Täter und die Frau als Opfer angesehen.“

Euro während der Hausbesuche die Wahrscheinlichkeit, sich auf HIV testen zu lassen, sowohl bei Männern als auch bei Frauen um 25 Prozentpunkte erhöhen können.

Im kommenden Jahr wollen wir in KwaZulu-Natal mit einer von den amerikanischen National Institutes of Health (NIH) finanzierten Studie beginnen, die den Effekt zweier unterschiedlicher Methoden prüfen soll, um HIV-infizierte Männer verstärkt zur Therapie zu bewegen. Die Studie wird in einer Region erfolgen, in der derzeit einer von drei Erwachsenen mit HIV infiziert ist. Die beiden Fragen, die wir danach konkret beantworten wollen, sind: Lässt sich die Bereitschaft der Männer, sich auf HIV testen zu lassen und zur Behandlung in eine HIV-Klinik zu gehen, durch finanzielle Anreize erhöhen? Können auf Tablets angebotene Apps, die über die HIV-Erkrankung und ihre Therapie informieren, die Behandlungswahrscheinlichkeit erhöhen? Wir hoffen, durch diese Maßnahmen sowohl die Anzahl der an HIV sterbenden Männer als auch die HIV-Neuinfektionsrate bei den Frauen deutlich senken zu können.

Die berühmte „HPTN 052“-Studie des HIV Prevention Trials Network (HPTN) hat im Jahr 2011 nachweisen können, dass die Rate der Übertragung des HI-Virus auf einen gesunden Partner durch die frühzeitige HIV-

Public Health an der Universität Heidelberg

Das Institut für Public Health (ehemals Abteilung „Tropenhygiene und Öffentliches Gesundheitswesen“) wurde 1962 gegründet und ist Teil der Medizinischen Fakultät Heidelberg der Universität und des Universitätsklinikums Heidelberg. Ziel der Wissenschaftler am Institut ist es, durch Forschung und Lehre zur besseren Gesundheit in Entwicklungs- und Schwellenländern sowie in Deutschland beizutragen. Hierzu arbeiten sie zusammen mit Partnern in aller Welt unter anderem an Studien zu HIV-Behandlung, Malariakontrolle und Impfeffekten, zur Verbesserung der Gesundheitsgrundversorgung in Afrika und zum Einfluss der Gesundheit auf die ökonomische, menschliche und soziale Entwicklung. Das Institut hat sich besonders auf die Evaluation von Maßnahmen spezialisiert, die die Bevölkerungsgesundheit verbessern sollen.

Das Institut beschäftigt rund 60 Mitarbeiter, die aus mehr als 20 verschiedenen Ländern und diversen Fachgebieten stammen, unter anderem Medizin, Epidemiologie, Ökonomie, Statistik, Medizininformatik, Soziologie, Anthropologie, Geographie und Biologie. Geleitet wird es von Prof. Dr. Dr. Till Bärnighausen, der es zu einem Institut für Global Health ausbauen will.

www.klinikum.uni-heidelberg.de/HIPH

FATAL PRIDE

WHY MEN DIE YOUNGER THAN WOMEN

TILL BÄRNIGHAUSEN

One of the great inequalities between women and men is the difference in their life expectancy: globally, women live on average six years longer than men. While both biology and behaviour are responsible for this difference, behaviour likely plays the greater role. The example of HIV treatment illustrates this point.

Across the globe, life expectancy has been rising steadily – with one important exception: in countries with high HIV infection rates, life expectancy has declined in the past three decades. Researchers at Heidelberg University have shown that the decline in life expectancy caused by the HIV epidemic can be halted and reversed if large proportions of the HIV-infected population receive HIV anti-retroviral medication. However, as the researchers have found, men benefit far less from the life-saving effects of the treatment than women. The reason for this gender differential is that men take much longer after HIV infection than women to visit a clinic where HIV treatment is available. As a result, they are more likely to die of HIV and to transmit the virus to others.

To overcome this gender inequality, the researchers are now testing interventions to motivate men to test for HIV and, if they are found to be HIV positive, to visit an HIV clinic. These interventions include financial incentives and a gender-sensitive decision support app that the researchers have developed and tested in formative research in rural Africa. In new studies, the researchers hope to establish how to best reduce HIV-related mortality in men and the rate of new HIV infections in women. ●

PROF. DR DR TILL BÄRNIGHAUSEN joined Heidelberg University in 2016 as an Alexander von Humboldt Professor and Director of the Institute for Public Health at the Medical Faculty of Heidelberg University. He studied medicine and obtained his doctor's degree in Heidelberg. After specialising in general medicine, he earned two Masters of Science (in health systems management from the London School of Hygiene & Tropical Medicine and in financial economics from SOAS in London) and completed a DAAD-sponsored postdoc stay in China, followed by a stint as a business consultant working for McKinsey & Company. He obtained a second doctorate from Harvard University in Boston. For the next seven years, he taught at Harvard University and worked as a Senior Epidemiologist and programme director at the Africa Health Research Institute of the British Wellcome Trust in Somkhele, South Africa. His research focuses on the effects of large-scale medical interventions on public health and on social and economic factors such as performance at school, unemployment and household income.

Contact: till.baernighausen@uni-heidelberg.de

“In almost all cultures and healthcare systems and for almost all diseases, men make far less use of healthcare services than women.”

„Durch Aktionen wie Hausbesuche oder finanzielle Anreize hoffen wir, mehr Männer dazu bewegen zu können, sich auf HIV testen und behandeln zu lassen.“

Behandlung des infizierten Partners deutlich gesenkt werden kann. Diesen Effekt konnte unsere Forschergruppe zum ersten Mal auch auf Bevölkerungsebene belegen: In KwaZulu-Natal haben wir in einer Gruppe von rund 17.000 HIV-negativen Menschen die Zahl der Neuinfektionen bestimmt. Dabei erwies sich: Eine hohe Abdeckung der Bevölkerung mit der HIV-Behandlung kann den Einzelnen vor einer Ansteckung schützen. So hat ein Mensch, der bislang nicht mit dem HI-Virus infiziert ist, in einer Gegend 30- bis 40-prozentiger Behandlungsabdeckung ein um fast 40 Prozent geringeres Risiko, sich zu infizieren, als ein Mensch in einer Gegend, in der weniger als zehn Prozent der HIV-positiven Menschen behandelt werden. Auch vor diesem Hintergrund hoffen wir, durch gezielte Aktionen wie Hausbesuche, finanzielle Anreize oder ein größeres Informationsangebot mehr Männer dazu bewegen zu können, sich auf HIV testen und – falls notwendig – gegen HIV behandeln zu lassen. Das wird auch die HIV-Neuinfektionsrate bei Frauen reduzieren. ●

BROKEN

HEART

BROKEN HEART

WENN FRAUENHERZEN BRECHEN

HUGO A. KATUS, BENJAMIN MEDER & IOANA BARB

In der Philosophie, in Literatur, Kunst und Musik wird die Metapher vom „gebrochenen Herzen“ seit Jahrhunderten verwendet. Jetzt trägt auch ein medizinisches Phänomen diesen Namen: das „Broken-Heart-Syndrom“. Betroffen sind zu meist Frauen, voraus gehen oft schwere seelische Erschütterungen.

D

Das Herz ist der Motor des Lebens. Es schlägt unermüdlich, bis zu 100.000 Mal am Tag, und transportiert dabei mehr als 6.000 Liter Blut zu unseren Organen und Geweben, bis hin zu den einzelnen Zellen. Den wechselnden Anforderungen des Alltags passt das Herz seine Leistung erstaunlich flexibel an. Wie eng die Herzfunktion an äußere Bedingungen gekoppelt ist, weiß jeder, der schon einmal ein glückliches Befinden mit der „Leichtigkeit des Herzens“ oder tiefe Trauer mit der „Schwere des Herzens“ verglichen hat. Bereits 300 Jahre vor Christus schrieb der chinesische Philosoph Chuang-tse, dass das Herz imstande sei, äußere Eindrücke zu Erkenntnissen zu verarbeiten. Viele weitere Beispiele aus Philosophie, Literatur, Kunst und Musik ließen sich anführen, etwa die Schlussarie in Verdis „Aida“, wo es eindrücklich heißt: „Ach auf Erden ward nie ein Herz von grausameren Schmerzen zerrissen [...]. Unselige Liebe, furchtbare Liebe. Zerbrich mir das Herz – lass mich sterben“. Aber was soll all das mit der modernen Herzmedizin zu tun haben? Die nachfolgende Krankengeschichte einer 54-jährigen Frau mag es verdeutlichen:

Anne J. verlässt am frühen Morgen unruhig und angespannt ihre Wohnung, um an ihrem Umschulungskurs teilzunehmen. Der Druck, endlich einen neuen Arbeitsplatz zu finden, war in den letzten Monaten immer größer geworden. Schon gegen Mittag kehrt sie wieder nach Hause zurück. Sie wirkt verwirrt. Ihr Mann will wissen, was am Vormittag geschehen ist, aber sie kann sich an nichts mehr erinnern. Sie schwitzt stark und klagt, dass sie das Gefühl habe, ihr „Herz zerspringe“. Ihr Mann ist sehr besorgt. Er hat Angst, dass seine Frau einen Schlaganfall erlitten hat, und bringt sie ins Krankenhaus.

In der neurologischen Notaufnahme zeigt sich Anne J. orientiert, allerdings ist der komplette Vormittag aus ihrem Gedächtnis gelöscht. Eine Amnesie, eine Gedächtnisstörung, wird diagnostiziert. Ein akuter Schlaganfall kann mit einer Computertomografie ausgeschlossen werden. Die Patientin äußert jetzt nur noch leichte Herzschmerzen, dem Arzt in der Notaufnahme fallen aber Veränderungen im EKG auf. Er bestimmt daraufhin den Troponin-Wert im Blut, der auf einen Herzinfarkt hinweisen kann. Der Wert erweist sich als eindeutig erhöht: Anne J. wird mit dem



Abbildung 1
Aufnahme der linken und rechten Koronararterie der Patientin Anne J.: Der Befund ist unauffällig.



Abbildung 2
Aufnahme der linken Herzkammer von Anne J.: Die Herzsilhouette ist infolge einer Kontraktionsstörung verformt.



Abbildung 3
Japanische Ärzte erinnerte die veränderte Herzsilhouette an ein Tongefäß, das traditionell zum Fang von Tintenfischen verwendet wurde. Sie nannten das Phänomen daher „Tako-Tsubo“, Tintenfischfalle. © Wikimedia Commons

dringenden Verdacht, einen akuten Herzinfarkt erlitten zu haben, in die kardiologische Klinik verlegt. Dort erfolgt eine Untersuchung mit dem Herzkatheter. Engstellen oder Verschlüsse der Herzkranzgefäße – die Ursachen für einen Herzinfarkt – können dabei jedoch nicht festgestellt werden. Nach weiteren Untersuchungen müssen die Ärzte eine andere Diagnose stellen: „Broken-Heart-Syndrom“.

Was ist das für eine Erkrankung? Und warum lautet die Diagnose nicht „akuter Herzinfarkt“, wie es nach den Symptomen und den Laborbefunden doch eigentlich zu erwarten war?

Emotionales Zipperlein?

Herzinfarkte entstehen typischerweise als Folge einer arteriosklerotischen Gefäßerkrankung, umgangssprachlich Arterienverkalkung genannt: Ablagerungen in den Herzkranzgefäßen – die sogenannten Plaques – reißen auf, und es setzen sich Blutgerinnsel fest, die das Herzkranzgefäß verschließen. Das Gefäß kann den Herzmuskel nicht mehr mit Nährstoffen und Sauerstoff versorgen, Herzmuskelgewebe stirbt ab.

Die Ärzte stellen einen Herzinfarkt anhand der Symptome fest, die der Patient aufgrund der verminderten Durchblutung des Herzmuskels zeigt. Zusätzlich wird im Labor die Menge an Troponin im Blut bestimmt. Dabei handelt es sich um ein Herzprotein, das nach einer Schädigung von den Herzmuskelzellen freigesetzt wird. Auch Anne J. berichtete über einen typischen Brustschmerz – und in ihrem Blut konnte eindeutig ein erhöhter Troponin-Wert nachgewiesen werden. Die Diagnose akuter Herzinfarkt lag also nahe.

Die „Koronarangiografie“ – die Untersuchung des Herzens mit Röntgenstrahlen und einem Kontrastmittel (siehe Abbildung 1) – zeigte bei Anne J. aber keine verengten oder gar verschlossenen Herzkranzgefäße. Auch Ablagerungen in den Gefäßen waren nicht feststellbar. Eine weitere Untersuchung erfolgte, die sogenannte Ventrikulografie. Sie kann sichtbar machen, wie sich die Herzkammern bewegen. Dabei fiel auf, dass sich die linke Herzkammer von Anne J. an der Spitze und im mittleren Bereich nicht richtig zusammenzieht. Aufgrund dieser Kontraktionsstörung bekommt das Herz eine auffällig andere Form (siehe Abbildung 2). Die veränderte Herzsilhouette erinnerte die japanischen Ärzte, die das Phänomen erstmals im Jahr 1990 beschrieben, an ein Tongefäß, das in Japan traditionell genutzt wird, um Tintenfische zu fangen (siehe Abbildung 3). Sie nannten die neu entdeckte Herzerkrankung deshalb „Tako-Tsubo“, Tintenfischfalle. In nachfolgenden Studien stellte sich heraus, dass der Erkrankung zumeist ein belastendes emotionales Ereignis vorausgeht. Daher der Name „Broken-Heart-Syndrom“ – die Krankheit des gebrochenen Herzens.

„Beim Broken-Heart-Syndrom kommt es zu einer fatalen Kraftminderung des Herzens. Voraus geht zumeist ein stark belastendes körperliches oder emotionales Ereignis.“

„Erstaunlicherweise sind fast nur Frauenherzen betroffen.“



PROF. DR. HUGO A. KATUS ist seit dem Jahr 2002 Ärztlicher Direktor der Abteilung für Kardiologie, Angiologie und Pneumologie sowie seit 2005 Geschäftsführender Direktor der Medizinischen Universitätsklinik Heidelberg. Darüber hinaus leitet er das Institut für Cardiomyopathien Heidelberg (ICH.). Seine wissenschaftliche Ausbildung absolvierte Hugo Katus in Heidelberg und an der Harvard Medical School in Boston. Später arbeitete er als Assistenz- und Oberarzt am Universitätsklinikum Heidelberg und folgte 1996 einem Ruf an die Lübecker Universitätsklinik. Aus seinen wissenschaftlichen Arbeiten ist der „Troponin-Assay“ für die klinisch-chemische Diagnose des Herzinfarkts hervorgegangen. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen genetische Ursachen und molekulare Mechanismen der Herzinsuffizienz, die Entwicklung einer kardialen Gentherapie und neuer Herzschrittmacher- und Defibrillator-Systeme sowie Ablationstechniken und innovative bildgebende Verfahren.

Kontakt: hugo.katus@
med.uni-heidelberg.de



DR. BENJAMIN MEDER ist seit dem Jahr 2005 ärztlicher und wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Abteilung für Kardiologie, Angiologie und Pneumologie des Heidelberger Universitätsklinikums. Promoviert wurde er von der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, seither erforscht er neue Mechanismen der genetischen Kontrolle des Herzmuskels. Seit 2017 ist er geschäftsführender Oberarzt in der Abteilung Kardiologie; darüber hinaus koordiniert er das Institut für Cardiomyopathien Heidelberg, das individualisierte Diagnose- und Therapiekonzepte für Patienten mit Herzmuskelerkrankungen entwickelt und umsetzt. Weltweit erstmalig etablierte sein Forschungsteam im Jahr 2011 sogenannte Next-Generation-Sequencing-Methoden für die Diagnostik dieser heterogenen Patientengruppe. Neben seiner translationalen molekularen Forschung ist er im Bereich interventioneller Therapieansätze spezialisiert.

Kontakt: benjamin.meder@
med.uni-heidelberg.de



IOANA BARB arbeitet seit September 2016 als Assistenzärztin in der Abteilung für Kardiologie, Angiologie und Pneumologie der Medizinischen Universitätsklinik Heidelberg. Ihr Studium absolvierte sie an der Universität Heidelberg. Sie ist als medizinische Doktorandin seit 2013 im Labor für Molekulargenetik unter Leitung von Dr. Benjamin Meder tätig. Im Zentrum ihrer Forschungsinteressen stehen die Entwicklung kardialer Biomarker mithilfe der neuesten Sequenziertechnologien sowie – im klinischen Kontext – die Tako-Tsubo-Kardiomyopathie.

Kontakt: ioana.barb@
med.uni-heidelberg.de

In einer Studie, die wir in Heidelberg gemeinsam mit Kollegen von der Universitätsklinik Zürich unternahmen und im Jahr 2016 in der Fachzeitschrift „New England Journal of Medicine“ veröffentlichten, konnten wir anhand von Registerdaten zeigen, dass 5,6 Prozent aller Tako-Tsubo-Patienten innerhalb eines Jahres verstorben waren, davon ein Großteil im Krankenhaus. Als häufige Todesursache erwies sich eine hochgradige Herzschwäche, die zum Pumpversagen des Herzens oder schweren Herzrhythmusstörungen führt. Eine unserer Heidelberger Patientinnen erlitt eine Ruptur, einen Riss, der Herzwand, an der sie verstarb. Auch Lungenödeme oder akute Undichtigkeiten der Segelklappe treten häufig auf. Medizinisch gesehen ist das Broken-Heart-Syndrom daher ein bedrohliches Krankheitsbild – keinesfalls ein harmloses emotionales Zipperlein. Da mit 85 Prozent aller Fälle vor allem Frauen von dem Syndrom betroffen sind und gemeinhin die irrige Auffassung besteht, Frauen seien vor Herzerkrankungen weitgehend geschützt, ist das Risiko einer unter Umständen verhängnisvollen Fehldiagnose hoch.

Frauenherzen reagieren anders

Beim Broken-Heart-Syndrom kommt es zu einer fatalen Kraftminderung des Herzens. Auslösend ist ein stark belastendes emotionales Ereignis, etwa der Tod eines nahen Familienmitglieds, existenzielle Ängste aufgrund von Arbeitsplatzverlust, ein Unfall oder eine lebensbedrohliche Erkrankung, Beziehungskrisen oder Mobbing. Häufig gehen neurologische oder psychiatrische Erkrankungen voraus. Alle genannten Ereignisse bedeuten für die Betroffenen großen Stress. Dabei werden vom Körper die Stresshormone Adrenalin, Noradrenalin und Cortisol freigesetzt. Der Spiegel dieser drei Hormone ist im Blut von Patienten mit Broken-Heart-Syndrom deutlich höher als bei Patienten, die einen Herzinfarkt erlitten haben. Aufgrund des hohen Spiegels an Stresshormonen verengen sich die Blutgefäße des Körpers; die kleinen Blutgefäße, die den Herzmuskel versorgen, verkrampfen: Das Herz bekommt zu wenig Sauerstoff und verfällt in eine Art Starre.

Grundsätzlich bekannt ist, dass sich Herz-Kreislauf-Erkrankungen bei Frauen rund zehn Jahre später zeigen als bei Männern. Für diesen Effekt verantwortlich sind die unterschiedliche genetische Ausstattung, der schützende Effekt der weiblichen Geschlechtshormone (Östrogene) und Lebensstilfaktoren wie gesündere Ernährung oder geringerer Nikotinkonsum. Die weiblichen Geschlechtshormone (Östrogene) regulieren die unterschiedlichsten Stoffwechselprozesse, sie modulieren auch Entzündungsreaktionen und das Blutgerinnungssystem – und sie wirken gefäßerweiternd. In der Summe schützen all diese Faktoren Frauen zunächst vor der Entwicklung von Herzerkrankungen. Dieser Schutz verliert sich aber teilweise nach den Wechseljahren (Menopause); Frauenherzen können dann besonders empfindlich auf belastende Einflüsse reagieren.

STRESS CARDIOMYOPATHY

HOW CAN YOU MEND A BROKEN HEART?

HUGO A. KATUS, BENJAMIN MEDER & IOANA BARB

The metaphor of the “broken heart” has long been a staple of philosophy, literature, art and music. Today, there is a medical term for the condition: stress cardiomyopathy, also known as “broken heart syndrome”. The name refers to the fact that the condition is frequently preceded by severe emotional stress. In 85 percent of all cases, it affects women. Broken heart syndrome is anything but a minor ailment, and can indeed become a very threatening condition.

At first glance, it presents the same symptoms and test results as an acute heart attack. However, an examination with a heart catheter shows that the coronary vessels are not obstructed, as would be the case with a heart attack. Such an attack is typically caused by arteriosclerosis, or hardening of the arteries. Broken heart syndrome, on the other hand, is triggered by an emotionally traumatic event, such as the death of a loved one. In this case, the body releases increasing amounts of the stress hormones adrenaline, noradrenaline and cortisol. The high concentration of these hormones causes the blood vessels of the body to constrict, leading to a spasm of the small vessels that supply blood to the heart muscle. Due to the restricted flow of oxygen, the heart becomes rigid and can no longer pump normally.

Heidelberg researchers are investigating the question of why broken heart syndrome affects mostly women – and why not every woman who experiences an emotionally stressful event develops this acute cardiac insufficiency. At the Institute for Cardiomyopathies Heidelberg (ICH.), they conduct innovative and translational research on heart muscle disease and ensure that patients receive the best possible clinical care. ●

PROF. DR HUGO A. KATUS became Medical Director of Heidelberg University Hospital's Department of Cardiology, Angiology and Pneumology in 2002, and Managing Director of the Department of Internal Medicine in 2005. He also heads the Institute for Cardiomyopathies Heidelberg (ICH.). Prof. Katus was educated at Heidelberg University and Harvard Medical School in Boston. He was a resident and later an attending physician at Heidelberg University Hospital, before transferring to UKSH in Lübeck in 1996. His scientific work led to the development of the troponin assay for the clinical-chemical diagnosis of myocardial infarctions. Hugo Katus' research interests include the genetic causes and molecular mechanisms of cardiac insufficiency, the development of a cardiac gene therapy and of new pacemaker and defibrillator systems, and ablation techniques and innovative imaging technologies.

Contact: hugo.katus@
med.uni-heidelberg.de

**“Broken heart
syndrome causes
severe cardiac failure.
It is usually preceded
by pain or an
emotionally
traumatic event.”**

DR BENJAMIN MEDER joined the medical and research staff of Heidelberg University Hospital's Department of Cardiology, Angiology and Pneumology in 2005. He earned his medical degree at Albert-Ludwigs-Universität Freiburg and has since been investigating new mechanisms of genetically controlling the heart muscle. In 2017 he became executive senior physician in the cardiology department and in 2015 coordinator of the “Institute for Cardiomyopathies Heidelberg”, which develops and implements individual diagnostic and therapeutic concepts for patients with heart muscle disease. In 2011 his research team was the first worldwide to establish next generation sequencing methods as a means of diagnosing this heterogeneous patient group. In addition to his translational molecular research, Dr Meder specialises in interventional approaches to therapy.

Contact: benjamin.meder@
med.uni-heidelberg.de

IOANA BARB is a resident physician in the Cardiology, Angiology and Pneumology unit of Heidelberg University Hospital's Department of Internal Medicine, a position she has held since September 2016. She studied medicine at Heidelberg University. Since 2013, she has been working as a doctoral candidate in the Molecular Genetics Laboratory under the supervision of Dr Benjamin Meder. Her research interests include the development of cardiac biomarkers using the latest sequencing technologies and the clinical aspects of Takotsubo cardiomyopathy.

Contact: ioana.barb@
med.uni-heidelberg.de

„Der Hohn hat mein Herz gebrochen, und es ist unheilbar.“

Psalm 96

Das Broken-Heart-Syndrom wird medizinisch heute als „eine nicht seltene, stress-assoziierte Erkrankung postmenopausaler Frauen mit hohem Risiko“ angesehen.

Noch ungeklärt ist, warum nicht jede Frau, die eine starke emotionale Belastung erlebt, an dieser akuten Schwäche des Herzens erkrankt. Vermutet werden individuelle Unterschiede bei der Aktivierung einer zentralen Hormonachse – der sogenannten Hypothalamus-Hypophysen-Nebennierenrinden-Achse – durch Faktoren, die Stress auslösen können. Darüber hinaus werden das Ausmaß der Stresshormon-Freisetzung, das Ansprechen der Gefäße und unterschiedliche Kraftreserven des Herzmuskels als Gründe diskutiert. Auch eine erbliche Veranlagung für das Broken-Heart-Syndrom könnte es geben. Bis heute ist es allerdings nicht gelungen, die ursächliche Rolle genetischer Risikovarianten ausreichend zu belegen.

Erschütterungen des Herzens

Die Metapher vom gebrochenen Herzen wird von den Menschen schon lange gebraucht – lange bevor Kardiologen die ungewöhnliche Erkrankung erkannten. Eine Schilderung des gebrochenen Herzens – mitsamt der emotionalen Ursache dafür – findet sich bereits 1.000 Jahre vor Christi Geburt im Psalm 69. Dort heißt es: „Der Hohn hat mein Herz gebrochen, und es ist unheilbar; und ich habe auf Mitleid gewartet – aber da war keins; und auf Tröster, aber ich habe keine gefunden.“ Bis heute wird das Bild vom gebrochenen Herzen immer dann benutzt, wenn es gilt, schwere seelische Erschütterungen zu veranschaulichen, die das Herz schier zerschellen lassen. Der zeitgenössische amerikanische Schriftsteller Jonathan Safran Foer etwa erzählt in seinem Roman „Extrem laut und unglaublich nah“ die Geschichte des neunjährigen Oskar, der seinen Vater bei den Terroranschlägen des 11. September 2001 verloren hat: „Does it break my heart, of course, every moment of every day, into more pieces than my heart

Herzmuskelerkrankung – Forschung und Behandlung

Das Institut für Cardiomyopathien Heidelberg (ICH.) versteht sich als zentraler Katalysator einer bestmöglichen klinischen Versorgung von Patienten mit Herzmuskelerkrankungen. Es bündelt innovative und translationale Forschungen zu allen Facetten der Cardiomyopathie-Erkrankungen und dient als Informations- und Anlaufstelle für Patienten, ihre Angehörigen, Mediziner, Wissenschaftler, Fachpersonal und die interessierte Öffentlichkeit zum Thema Herzmuskelerkrankungen. Das Institut ist integraler Bestandteil des Herzzentrums am Universitätsklinikum Heidelberg sowie der Klinik für Kardiologie, Angiologie und Pneumologie unter der Leitung von Prof. Hugo A. Katus.

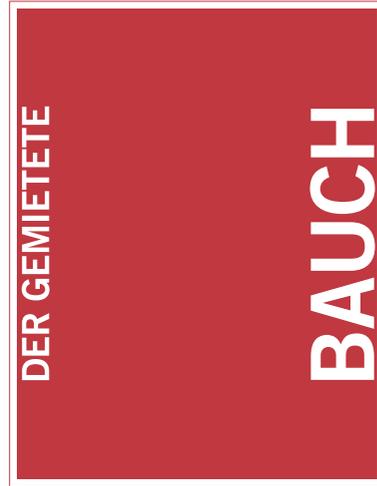
was made of.“ Mittlerweile hat sich auch die moderne medizinische Forschung stärker der Zusammenhänge zwischen Umwelt, Psyche und Herz angenommen.

Unsere Patientin Anne J. hat die ersten Tage auf der kardiologischen Intensivstation verbracht. Medikamente konnten ihr helfen, ihre Beschwerden besserten sich bald, das Herz erholte sich. Eine Kontrolluntersuchung nach einigen Wochen ergab, dass die Pumpleistung ihres Herzens fast wiederhergestellt war. Das ist bei den meisten Patienten mit Broken-Heart-Syndrom der Fall, bei denen die Erkrankung rechtzeitig erkannt und behandelt wird. Anne J. geht es nach wie vor gut – an den Tag, an dem sie zum ersten Mal von ihrer Erkrankung mit dem seltsamen Namen erfuhr, kann sie sich nicht mehr erinnern. Sie sagt, das ist gut so. ●



WIRTSCHAFTSWISSENSCHAFTEN & PSYCHOLOGIE
FRAUEN UND KARRIERE
FEHLENDER WILLE ZUR MACHT?
CHRISTIANE SCHWIAREN & MONIKA SIEVERDING

76



GESCHICHTE, PSYCHOLOGIE & INTERNATIONALES RECHT
DER GEMIEJETETE BAUCH
VON BESTELLELTERN, WUNSCHKINDERN UND LEIHMÜTTERN
KATJA PATZEL-MATTERN, BEATE DITZEN & MARC-PHILIPPE WELLER

86



REPRODUKTIONSMEIZIN
VOM KINDERWUNSCH ZUM WUNSCHKIND
DIE SICHT DER MÄNNER
TEWES WISCHMANN & THOMAS STROWITZKI

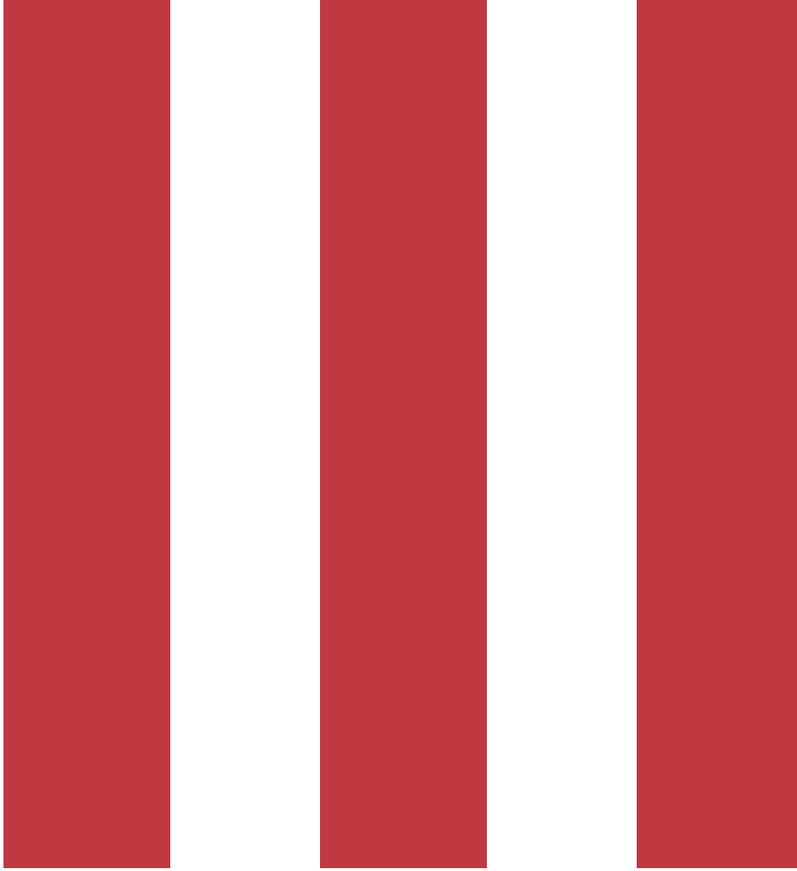
96



ANTIDISKRIMINIERUNGSRECHT
VATER, MUTTER, KIND
ELTERNCHAFT ALS HERAUSFORDERUNG
THOMAS LOBINGER

104

KAPITEL



FRAUEN

&

KARRIERE

FRAUEN UND KARRIERE

FEHLENDER WILLE ZUR MACHT?

CHRISTIANE SCHWIEREN & MONIKA SIEVERDING

Noch immer unterscheiden sich die beruflichen Karrieren von Frauen und Männern erheblich – und noch immer finden sich deutlich weniger Frauen in Führungspositionen. Nach den Gründen für diesen Unterschied wird schon lange gesucht. Aufschlussreiche Ergebnisse erbrachten wirtschaftswissenschaftliche und psychologische Untersuchungen. Sie lassen provokant fragen: Macht es überhaupt Sinn, Gegenmaßnahmen zu ergreifen?

N

Nach so vielen Jahren Forschung und politischer Arbeit ist es eigentlich kaum zu glauben: Die beruflichen Karrieren von Männern und Frauen unterscheiden sich noch immer stark. Laut Statistischem Bundesamt hat der Frauenanteil an den Erwerbstätigen in Deutschland zwar insgesamt zugenommen – viele Frauen arbeiten jedoch nur in Teilzeit, und nach wie vor haben Frauen deutlich weniger Führungspositionen inne. Im Jahr 2015 war gerade einmal knapp jede dritte Führungskraft (29 Prozent) in Handel, Produktion und Dienstleistung sowie in Vorstandspositionen weiblich. Ein ähnliches Bild zeigt sich an den Universitäten: Nur 23 Prozent aller Professuren waren im Jahr 2015 mit Frauen besetzt – obwohl fast die Hälfte aller Studierenden

und Doktoranden weiblich ist. Weltweit betrachtet liegt der Frauenanteil in der Wissenschaft über alle Positionen hinweg bei 30 Prozent; unter den europäischen Ländern belegt Deutschland mit rund 25 Prozent den vorletzten Platz. Dabei zeigen sich im akademischen Bereich zudem auffällige bereichsspezifische Unterschiede: Frauen sind besonders häufig in den Geisteswissenschaften sowie in der Kunst und Kunstwissenschaft vertreten (36 beziehungsweise 32 Prozent).

Wirtschaftswissenschaftliche und psychologische Untersuchungen versuchen, die Gründe für das persistierende Karrieregefälle zu finden. Mittlerweile können die Forscher mit aufschlussreichen Ergebnissen aufwarten.

„Frauen haben mit männlich stereotypisierten Positionen wie ‚Führungskraft‘ zu kämpfen.“

Die wirtschaftswissenschaftliche Perspektive

Schon seit vielen Jahren beschäftigen sich Wirtschaftswissenschaftler mit Geschlechtsunterschieden in Karriere und Verdienst. Ein Schwerpunkt der Betrachtung liegt traditionell auf der Frage, ob und welche Rolle Diskriminierung an den Ungleichheiten spielt. Zwischenzeitlich hat die Verhaltensökonomik einen weiteren Aspekt mit hoher Relevanz entdeckt: Unterschiede in der Wettbewerbsneigung zwischen Männern und Frauen. Weil Führungspositionen nur im Wettbewerb zu erringen sind und die Intensität des Wettbewerbs mit der Höhe der Karriereleiter zunimmt, scheint hiermit eine mögliche Erklärung für den Geschlechtsunterschied im Erreichen höherer Positionen gefunden.

Die ersten verhaltensökonomischen Studien stammen aus den frühen 2000er-Jahren. Seither erfolgten viele weitere Untersuchungen, auch in Heidelberg, mit insgesamt recht eindeutigen Resultaten. Als grundlegend gelten Arbeiten der amerikanischen Wirtschaftswissenschaftler Uri Gneezy, Muriel Niederle und Lise Vesterlund. Gneezy und seine Mitarbeiter zeigten im Jahr 2003, dass Männer ihre Leistung in einer Wettbewerbssituation deutlich steigern, während Frauen das nicht tun. Die Wissenschaftler schlussfolgern, dass Frauen weniger stark als Männer durch Wettbewerbsanreize zu motivieren sind – vor allem dann, wenn die Frauen im Wettbewerb mit Männern stehen. Dies bestätigt eine Studie von Muriel Niederle und Lise Vesterlund aus dem Jahr 2007: Wenn Frauen zwischen einem Stück- und einem Wettbewerbslohn wählen können, ziehen sie in der Regel den Stücklohn vor – und zwar unabhängig von ihrer Leistung. Männer hingegen entscheiden sich in dieser Situation zumeist für den Wettbewerbslohn – allzu oft auch dann, wenn ihre Leistung nicht gut ist. Ähnliche Ergebnisse erbrachten viele Folgestudien, sodass der Eindruck entsteht, Frauen hätten tendenziell eine Abneigung gegen den Wettbewerb und seien dem Wettbewerbsdruck weniger „gewachsen“ als Männer. Aber ist diese Schlussfolgerung richtig? Am Heidelberger Alfred-Weber-Institut für Wirtschaftswissenschaften sind wir der Frage unter verschiedenen Gesichtspunkten nachgegangen.

Ausgangspunkt unserer Arbeiten sind die oben genannten Studien. Die meisten dieser Studien funktionieren folgendermaßen: Die Versuchsteilnehmer werden aufgefordert, eine Aufgabe zu lösen – häufig ein mathematisches oder ein anderes einfach zu quantifizierendes Rätsel. Dabei können sie wählen, wie sie am Ende für die Anzahl der korrekt gelösten Aufgaben entlohnt werden wollen. Zwei Möglichkeiten stehen zur Auswahl: das Stücklohn- oder das Wettbewerb-Prinzip. „Wettbewerb“ heißt, dass man zwei bis vier Teilnehmer zufällig und anonym einander zuordnet und deren Leistung vergleicht; einzig die beste Teilnehmerin oder der beste Teilnehmer wird dann je nach Anzahl richtig gelöster Aufgaben bezahlt, wobei der pro

„Männer ziehen freudiger in den Wettbewerb als Frauen.“

Aufgabe auszahlende Wettbewerbs-Betrag höher ist als derjenige, der im Stücklohn zu erreichen ist. Es lohnt sich also, am Wettbewerb teilzunehmen, wenn man sich hinreichend gute Gewinnchancen ausrechnet.

Eine wichtige Rolle bei der Entscheidung, am Wettbewerb teilzunehmen, spielt also die Erwartung bezüglich der Gewinnchancen. Ebenso in die Entscheidung einzubeziehen sind die Aufgabe als solche und die „Gegner“. Häufig wird in den Experimenten variiert, ob der Gegner vom gleichen oder vom anderen Geschlecht ist; darüber hinaus werden die Versuchsteilnehmer zumeist aufgefordert, ihre eigene Leistung vorab einzuschätzen. Das Ergebnis sieht dann oft so aus: Wenn Frauen gegen Frauen antreten, sind die Effekte geringer oder verschwinden sogar; Frauen schätzen ihre Leistung eher realistisch ein oder sie unterschätzen ihre Leistung – Männer hingegen überschätzen ihre Leistung häufiger.

Diese Resultate – so besagt es die psychologische Theorie vom „Stereotype Threat“, der Bedrohung durch Stereotype – könnten darauf zurückzuführen sein, dass in vielen Studien Aufgaben gestellt werden, die stereotyp „männlich“ sind. Dieser Annahme sind wir im Jahr 2010 in einer ersten eigenen Untersuchung nachgegangen. Dabei ließen wir die Teilnehmer nicht nur die von Gneezy und Kollegen genutzten Aufgaben lösen (sogenannte Labyrinth-Aufgaben, bei denen es darum geht, möglichst schnell den richtigen Weg durch einen Irrgarten zu finden), sondern stellten zudem Aufgaben, mit denen kein negatives weibliches Stereotyp verbunden ist und bei denen Frauen (im Unterschied zu Labyrinth-Aufgaben) durchschnittlich mindestens ebenso gut abschneiden wie Männer. Bei einer dieser Aufgaben galt es, so viele Wörter wie möglich mit einem bestimmten Anfangsbuchstaben zu finden; in einer anderen ging es um das Erkennen von Mustern.

Wie von uns erwartet, verschwanden die Geschlechterunterschiede bei dieser Art der Aufgabenstellung – tendenziell kehrten sie sich sogar in ihr Gegenteil um. Frauen, die Labyrinth-Aufgaben lösen sollten, steigerten ihre Leistung unter Wettbewerbsdruck deutlich weniger als Männer – bei Frauen mit der Wortfindungs-Aufgabe war dies aber nicht der Fall, und bei der Mustererkennung steigerten die Frauen ihre Leistung unter Wettbewerbsdruck sogar stärker als die männlichen Teilnehmer. Mit dieser Untersuchung konnten wir zeigen: Es gibt keine generell negative Reaktion auf Wettbewerb, die Frauen behindert – es handelt sich vielmehr um eine Reaktion, die aufgrund der Bedrohung durch ein negatives Stereotyp hervorgerufen wird. Unser Ergebnis aus dem Jahr 2010 wurde jüngst (2017) von einer Studie spanischer Kollegen in einem „realen“ Kontext – dem professionellen Schachspiel – eindrucksvoll belegt.

Leider bedeutet dieses Resultat ganz und gar keine Entwarnung. Es bestätigt vielmehr, was bereits die anfangs genannten Daten zeigen: In „frauentypischen“ Bereichen ist es für Frauen weniger problematisch, in Top-Positionen aufzusteigen; schwierig ist es für sie in „männlich“ dominierten und stereotypisierten Positionen. Leider ist „Führungskraft“ eine solche männlich stereotypisierte Position, sodass Frauen hier grundsätzlich mit dem „Stereotype Threat“ zu kämpfen haben.

In zwei weiteren eigenen Studien (2012) legten wir den Schwerpunkt auf Persönlichkeitsmerkmale und Stressanfälligkeit und fanden dabei weitere Hinweise auf zugrundeliegende Mechanismen. In beiden Studien wiederholten wir das Experiment von Niederle und Vesterlund mit seinen mathematischen Aufgaben und der Entscheidung für einen Auszahlungsmechanismus, zusätzlich erhoben wir Persönlichkeitseigenschaften und fragten die Stressreaktion



PROF. DR. CHRISTIANE SCHWIERN studierte von 1991 bis 1999 Psychologie und Politikwissenschaft an der Universität Heidelberg. Im Anschluss wurde sie in Maastricht im Bereich Mikroökonomik promoviert und arbeitete danach unter anderem als Assistent Professor an der Universität Pompeu Fabra in Barcelona, Spanien. 2008 kehrte sie zurück an die Universität Heidelberg, wo sie zunächst eine Vertretungs- und dann eine Startprofessur am Alfred-Weber-Institut für Wirtschaftswissenschaften übernahm, die 2011 in eine reguläre Professur überführt wurde. Im Zentrum ihrer Forschung stehen interdisziplinäre Projekte zu Alters- und Geschlechtsunterschieden im ökonomischen Entscheidungsverhalten und Entscheidungsverhalten unter Stress. Christiane Schwieren ist aktuell Fellow am Marsilius-Kolleg der Universität Heidelberg.

Kontakt: christiane.schwieren@awi.uni-heidelberg.de

„Je mehr wir uns von Vorstellungen frei machen, was Männer und Frauen sein und tun sollten, desto größer werden unsere Handlungsspielräume.“

und die Einschätzung der Situation als „positive Herausforderung“ ab. Es zeigten sich deutliche individuelle Unterschiede sowohl in der psychologischen wie in der physiologischen Reaktion auf „Wettbewerb“ als potenziellen Stressor, wobei sich die Stressantwort von Frauen und Männern nicht generell in ihrer Höhe unterschied. Interindividuelle Unterschiede waren hier stärker als die Gruppenunterschiede zwischen den Geschlechtern: Personen, die den Wettbewerb als „Herausforderung“ interpretieren, entschieden sich eher für eine solche Situation. Dies wird auch von einer weiteren Studie bestätigt, die wir in Heidelberg durchgeführt haben und die zeigt, dass einen wichtigen Einfluss in diesem Kontext die Persönlichkeitsdimension „Neurotizismus“ (emotionale Instabilität) hat: Neurotizismus hängt mit einer geringeren Wettbewerbsneigung und einer geringeren Leistung im Wettbewerb zusammen. Im Mittel ist dieses Merkmal bei Frauen höher ausgeprägt als bei Männern – was dann dazu führen kann, dass in Studien Geschlechtsunterschiede beobachtet werden.

Aus verhaltensökonomischer Sicht lässt sich folgendes vorläufiges Fazit ziehen: Frauen und Männer weisen in einigen Bereichen (Risiko, Wettbewerbssituation) unterschiedliche Präferenzen auf. Männer neigen eher dazu, sich selbst zu überschätzen, und ziehen freudiger in den Wettbewerb. Dies kann teilweise mit der Bedrohung durch gängige Geschlechtsstereotype erklärt werden, die vor allem Frauen trifft. Auch der Befund, dass eine generelle Neigung zu Ängstlichkeit und emotionaler Instabilität die Abneigung gegen Wettbewerb erklären kann, lässt sich vor diesem Hintergrund einordnen: Er wurde an einer mathematischen Aufgabe getestet, sodass für Frauen ein stärkerer „Grund“ bestand, negativ beziehungsweise ängstlich zu reagieren.

Klare Handlungsempfehlungen lassen sich aus diesen Ergebnissen nicht ableiten. Sie weisen jedoch darauf hin, dass eine Zunahme von Frauen in bestimmten Berufen und in Führungspositionen zu einer langsamen Angleichung führen könnte, da die Stereotypizität dieser Berufe und Positionen dadurch mit der Zeit abnehmen wird.

Die psychologische Perspektive

Über die wirtschaftswissenschaftliche Perspektive hinaus interessiert in der Genderforschung, welche psychologischen Faktoren für Geschlechtsunterschiede in der beruflichen Entwicklung verantwortlich sind. Damit wird nicht postuliert, dass es keine gesellschaftlichen oder strukturellen Gründe gibt, die hierbei eine Rolle spielen. Wir gehen vielmehr davon aus, dass sich gesellschaftliche Normen und Rahmenbedingungen auf das Selbstkonzept, auf die Werte und die Verhaltensweisen von Männern und Frauen auswirken. Je mehr traditionelle Vorstellungen darüber verinnerlicht sind, was Männer und Frauen sein und tun sollten,

desto stärker schränken diese Vorstellungen die Handlungsspielräume eines Individuums ein. Besonders relevant sind Geschlechterrollen und Geschlechterstereotype, die wir in der psychologischen Forschung deshalb genauer in den Fokus nehmen.

Die Wahlmöglichkeiten eines Individuums werden vor allem von Rollenerwartungen eingeengt, welche die Gesellschaft an Männer und Frauen hinsichtlich Verhalten und Persönlichkeit stellt. So wird von Frauen noch immer in stärkerem Ausmaß als von Männern erwartet, dass sie für die Erziehung der Kinder und für die Familie zuständig sind. Diese gesellschaftlich definierte Rollenerwartung führt dazu, dass selbst hoch qualifizierte Frauen ihre beruflichen Karrieren einschränken oder für längere Zeit unterbrechen, was ihre Chancen in vielen kompetitiven Berufsfeldern reduziert. Dies ist stärker ausgeprägt in Ländern, in denen noch immer eine Mutter-Kind-Ideologie verbreitet ist, die die Berufstätigkeit von Müttern jüngerer Kinder negativ beurteilt. Dazu zählen beispielsweise die alten Bundesländer. Von Männern dagegen wird erwartet, dass sie ihren Fokus auf Leistung und berufliche Entwicklung legen. Entsprechend müssen Männer, die sich aktiv um ihre Kinder und die Familie kümmern wollen – etwa während eines längeren Erziehungsurlaubs – mit Sanktionen und Nachteilen im Beruf rechnen.

Als „Geschlechtsrollen-Selbstkonzept“ wird die Identifikation eines Individuums mit den Erwartungen bezeichnet, welche die Gesellschaft an die Geschlechtsrolle stellt. Hinsichtlich der Persönlichkeitseigenschaften unterscheiden wir eine „agentische“ von einer „kommunalen“ Dimension des Selbstkonzepts. Die agentische Dimension umfasst Eigenschaften, die als typisch maskulin gelten, beispielsweise Selbstsicherheit, Durchsetzungsfähigkeit oder Entscheidungsfreude. Die kommunale Dimension enthält Qualitäten, die als typisch feminin gelten, etwa Einfühlbarkeit, Hilfsbereitschaft oder Freundlichkeit. Für eine berufliche Karriere ist vor allem die agentische Dimension förderlich – das gilt für Männer wie für Frauen.

Im Arbeitsbereich Psychologische Genderforschung und Gesundheitspsychologie des Psychologischen Instituts haben wir Ende der 1990-Jahre eine Längsschnittstudie begonnen, an der Studierende der Medizin, damals im dritten Semester, teilnahmen. Im Jahr 2005, rund 15 Jahre nach der ersten Erhebung, haben wir die Studienteilnehmer zu ihrem zwischenzeitlich erfolgten beruflichen und familiären Werdegang befragt. Zum Zeitpunkt der ersten Befragung waren die Studentinnen genauso ehrgeizig, leistungs- und karriereorientiert wie ihre männlichen Kommilitonen. Bei der zweiten Befragung stellte sich heraus, dass sehr viel mehr Männer als Frauen eine erfolgreiche Karriere in der Medizin gemacht hatten. Als Indikator für eine erfolgreiche berufliche Karriere benutzten wir das

Gehalt, das mit anderen Karriereindikatoren in der Regel sehr hoch assoziiert ist. Als mögliche Einflussfaktoren betrachteten wir die Abitur- und Staatsexamensnoten, den Abschluss einer Facharztausbildung, das Geschlechtsrollen-Selbstkonzept, die Zahl der Kinder sowie die Dauer der Karriereunterbrechungen.

Wie in anderen Längsschnittstudien zeigte sich auch in unserer Untersuchung: Besonders wichtig für eine berufliche Karriere ist das agentische Selbstkonzept – wichtiger als die Abschlussnoten. Interessanterweise spielte die Zahl der Kinder keine Rolle. Als wichtigste voraussagende Größe für die Höhe des späteren Gehalts erwies sich die Dauer der Karriereunterbrechung: Frauen hatten beruflich deutlich länger ausgesetzt, vor allem wegen familiärer Aufgaben, und zwar unabhängig von psychologischen Merkmalen wie Ehrgeiz oder Selbstbewusstsein und auch unabhängig vom Geschlechtsrollen-Selbstkonzept.

Diese Resultate weisen darauf hin, dass die gesellschaftlichen Rollenerwartungen hinsichtlich der Arbeitsteilung in der Familie bei uns nach wie vor so stark sind, dass sie individuelle psychologische Merkmale übertrumpfen. Auch hoch qualifizierte Frauen nehmen ihre beruflichen Ambitionen im Fall der Familiengründung zurück oder geben sie sogar ganz auf. Es gibt also immer noch ein Problem mit der Vereinbarkeit von Familie und Beruf, vor allem für Frauen. Dieses Problem führt dazu, dass die Familienplanung hinausgezögert wird – häufig mit dem Ergebnis, dass die Betroffenen kinderlos bleiben. Ein unlängst veröffentlichter Bericht zeigt auf, dass hierzulande im Arbeitsbereich Wissenschaft Frauen wie Männer ihren Kinderwunsch immer weiter nach hinten schieben: Schätzungen gehen davon aus, dass 49 Prozent der wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und 42 Prozent der wissenschaftlichen Mitarbeiter an Universitäten kinderlos bleiben werden.

Ein andere relevante Frage ist, wie Frauen und Männer ihre beruflichen Qualifikationen einschätzen und darstellen. Viele Untersuchungen zeigen, dass sich Frauen eher unterschätzen, insbesondere in als „männlich“ geltenden Leistungsbereichen. Den Zusammenhang zu traditionellen Geschlechterstereotypen konnten wir im Jahr 2003 auch in einer eigenen Studie zeigen, für die wir eine Bewerbungssituation simulierten. Von Frauen wird immer noch eher Bescheidenheit erwartet. Es fällt ihnen deshalb vergleichsweise schwer, ihre eigenen Qualitäten adäquat „anzupreisen“. Ein anderes Dilemma beschrieb die renommierte amerikanische Sozialpsychologin Alice Eagly im Jahr 2002 als „Rollen-Inkongruitäts-Problem“. Damit ist gemeint, dass Eigenschaften, die von einer „weiblichen“ Frau erwartet werden – kommunale Attribute wie Einfühlbarkeit, Hilfsbereitschaft, ein attraktives Äußeres – nicht kongruent sind mit den



PROF. DR. MONIKA SIEVERDING studierte Psychologie an der Philipps-Universität Marburg und wurde anschließend am Institut für Medizinische Psychologie der Freien Universität Berlin zum Thema „Psychologische Barrieren in der beruflichen Entwicklung von Frauen“ promoviert. Nach ihrer Habilitation zum Thema „Geschlechterrollen und Gesundheit war sie als Gastprofessorin für Psychologische Genderforschung am Institut für Psychologie der FU Berlin tätig. Im Jahr 2005 folgte Prof. Sieverding einem Ruf an die Universität Heidelberg und leitet am Psychologischen Institut den Arbeitsbereich Psychologische Genderforschung und Gesundheitspsychologie. Sie ist Mitglied der aktuellen Fellow-Klasse des Marsilius-Kollegs der Universität Heidelberg.

Kontakt: monika.sieverding@psychologie.uni-heidelberg.de

„Von Frauen wird immer noch erwartet, dass sie für Kindererziehung und Familie zuständig sind.“

Eigenschaften, die von einer kompetenten Führungspersönlichkeit erwartet werden, also agentische Attribute wie Durchsetzungsfähigkeit, Stärke und Selbstsicherheit. Mit dem Rollen-Inkongruitäts-Problem sehen sich heutzutage beispielsweise noch immer hochrangige Politikerinnen konfrontiert: Wenn sie bestimmt, sachlich, selbstsicher und dominant auftreten, wird ihnen immer wieder – und das nicht nur von Männern – fehlende Weiblichkeit vorgeworfen.

Eine wichtige Voraussetzung für eine erfolgreiche berufliche Karriere ist das Ziel, überhaupt Karriere machen zu wollen. Es stellen sich in den verschiedenen Berufszweigen genügend externe Hindernisse in den Weg – könnte es aber auch sein, dass Frauen weniger an einer beruflichen Karriere, zum Beispiel in der Wissenschaft, interessiert sind? Streben Frauen etwa nach der Promotion seltener eine Professur an als Männer? Diese Frage untersuchten wir in den Jahren 2011/2012 in unserem „Perspektiven-Projekt“ mit insgesamt 380 Männern und Frauen, die alle kurz zuvor von der Universität Heidelberg promoviert worden waren. Es zeigte sich tatsächlich: Promovierte Frauen hatten eine geringere Intention, die wissenschaftliche Karriere weiter zu verfolgen und streben seltener eine Professur an als promovierte Männer. Darüber hinaus konnten wir zeigen, dass weibliche Postdocs negativere Einstellungen und ein geringeres Selbstvertrauen bezüglich einer Professur hatten. Männliche Postdocs hingegen erlebten einen höheren Druck durch ihr soziales Umfeld, die wissenschaftliche Karriere weiter in Richtung Professur zu verfolgen.

Fehlanreize beseitigen

Soll man Frauen explizit dazu ermuntern, Karriere zu machen und sich dem Wettbewerb zu stellen? Oder soll jedes Individuum frei entscheiden und seinen Weg nach eigenen Prioritäten wählen? Auf diese Fragen gibt es keine einfachen Antworten. Fest steht, dass Entscheidungen, die Frauen und Männer hinsichtlich Familie und Beruf treffen, noch immer sehr stark von gesellschaftlichen Normen und Erwartungen bestimmt sind – und zwar ohne dass dies den Betroffenen bewusst sein muss. Untersuchungen konnten zwar auch zeigen, dass Frauen wie Männer, die wenig „belastbar“ sind, Wettbewerbssituationen meiden; wenn der Grund hierfür jedoch hauptsächlich darin liegt, dass sie in diesen Situationen von negativen Geschlechtsstereotypen beeinträchtigt sind, bedeutet es auch, dass dies geändert werden kann.

Um Frauen und Männer darin zu unterstützen, freie Lebensentscheidungen nach ihren individuellen Fähigkeiten und Interessen zu treffen, muss etwas an den Beeinträchtigungen geändert werden, die aus den Erwartungen an die Geschlechtsrollen resultieren. Dafür muss der Gesetzgeber die entsprechenden Rahmenbedingungen schaffen. Ein Beispiel: Bevor das neue Elternzeitgesetz im Jahr 2007 eingeführt wurde, dümpelte die Zahl der Väter in Elternzeit auf sehr niedrigem Niveau vor sich hin. Weniger als fünf Prozent der Väter machten von ihrem Recht auf Erziehungsurlaub Gebrauch. Erst als die damalige Familienministerin Ursula von der Leyen eine deutliche Erhöhung des Elterngeldes durchsetzte, das nur dann in voller Länge (maximal 14 Monate) gezahlt wird, wenn auch der andere Elternteil

NOT ENOUGH WILL TO POWER?

CHRISTIANE SCHWIEREN & MONIKA SIEVERDING

There are still far fewer women than men occupying leadership positions or, more generally, higher-level positions in firms and in academia. For many years, researchers have been trying to understand the reasons for this gender difference. A psychological perspective looks at gender roles and stereotypes that affect women's and men's careers and at the role played by external circumstances. Although the female gender role in particular has changed substantially over the last decades, women are still widely seen as caregivers and usually take primary responsibility when someone close to them becomes ill or infirm – even when they are highly educated and have started a career. Moreover, stereotypically female characteristics are often not seen as being compatible with leadership positions; this causes “stereotype threat” – a situation in which negative stereotypes that are applied to a group impair a group member's ability to perform certain tasks. Here, research in economics and psychology coincides, with economists focusing on the effects of stereotype threat in competitive situations. To have a career, women and men have to compete against others, and economists study which conditions make women less inclined to enter such competitions and less successful when working in a competitive environment. Again, stereotypes are a factor – women are less successful in stereotypically “male” tasks and when competing against men in the performance of these tasks. Leadership positions are unfortunately stereotypically “male”, and usually women must compete against men for these jobs.

The outlook may not seem very promising, but there is hope – we must simply adjust our expectations regarding the speed of change: Once there are more women in leadership positions, the “male” stereotypicality should be less strong, reducing stereotype threat for other women. To achieve this, it is also important to reduce external constraints that result from expectations regarding male and female roles. Legal barriers to equality must be eliminated to allow for real equal opportunity, the opportunity to have a career and to be a caretaker – for both women and men. ●

“The more we can set aside our ideas of what men and women should be and do, the more scope of action we will have.”

PROF. DR CHRISTIANE SCHWIEREN studied psychology and political science at Heidelberg University from 1991 to 1999. She earned her PhD in microeconomics at the University of Maastricht and then worked in several positions, among them Assistant Professor at the University Pompeu Fabra in Barcelona, Spain. In 2008 she returned to Heidelberg University, where she held first an interim, then a starting professorship at the Alfred Weber Institute of Economy, before becoming a tenured professor in 2011. Her research focuses on interdisciplinary projects dealing with age and gender differences in economic decision behavior and decision making under stress. Prof. Schwieren is currently a fellow at the Marsilius Kolleg of Heidelberg University.

Contact: christiane.schwieren@awi.uni-heidelberg.de

PROF. DR MONIKA SIEVERDING studied psychology at Philipps-Universität Marburg and earned her doctorate at the Institute of Medical Psychology at Freie Universität Berlin with a thesis on “Psychological barriers in women’s professional careers”. After completing her habilitation with a thesis on gender roles and health, she was a visiting professor for psychological gender research at FU Berlin’s Department of Psychology. In 2005 Prof. Sieverding accepted a chair at Heidelberg University and now heads a research group on psychological gender studies and health psychology at the Institute of Psychology. She is a member of the current fellow class of Heidelberg University’s Marsilius Kolleg.

Contact: monika.sieverding@psychologie.uni-heidelberg.de

(das heißt in der Regel der Vater) mindestens zwei Monate Elternzeit nimmt, erfolgte ein Schwenk: Inzwischen ist die Zahl der Männer, die Elternzeit nehmen, auf circa ein Drittel aller Väter angestiegen.

In ähnlicher Weise müssten die gesetzlichen Regelungen geändert werden, wenn es darum geht, die berufliche Entwicklung von Frauen adäquat zu unterstützen. Eine Sachverständigenkommission, die von der Bundesregierung eingesetzt worden war, um das Thema Gleichstellung in Deutschland zu betrachten, stellte in ihrem Abschlussgutachten bereits im Jahr 2011 fest, dass die Anreize dafür sehr widersprüchlich sind: Zunächst werden Mädchen und Frauen in ihrer schulischen und beruflichen Ausbildung mindestens so stark gefördert wie Jungen und Männer; Frauen erwerben wie Männer Qualifikationen für eine erfolgreiche berufliche Entwicklung. Dann aber begünstigen gesetzliche Regelungen die traditionelle Aufgabenteilung zwischen Frau und Mann, etwa das Ehegattensplitting oder verschiedene Möglichkeiten, die Berufstätigkeit sehr lange wegen Erziehungszeiten zu unterbrechen. Das fördert letztendlich das Zurückfallen von Frauen in die traditionelle Rolle.

Selbstverständlich können sich Männer und Frauen über gesellschaftliche Rahmenbedingungen und Normen hinwegsetzen und ihren eigenen Weg gehen – so handelt hierzulande aber bislang nur eine Minderheit: Die im Februar 2017 veröffentlichte Studie der OECD „Dare to Share“ hat aufgezeigt, dass Frauen in keinem europäischen Land so wenig zum Einkommen der Familie beitragen wie in Deutschland. Mütter mit mindestens einem Kind steuern demnach bei uns nur knapp 23 Prozent zum Haushaltseinkommen bei – in Dänemark beispielsweise sind es 42 Prozent. Die „Süddeutsche Zeitung“ titelte dazu: „Deutschland hängt am traditionellen Familienbild“. Das wird spätestens dann zum Problem, wenn die Ehe – und damit die traditionelle Aufgabenteilung – scheitert. Viele Frauen, die auf das traditionelle Familienmodell gesetzt haben, sind dann von Altersarmut bedroht oder betroffen.

Es wäre dringend notwendig, die gesetzlichen Rahmenbedingungen so zu ändern, dass noch mehr Männer Aufgaben in der Familie übernehmen können, ohne um ihre beruflichen Chancen bangen zu müssen. Umgekehrt sollten noch mehr Frauen ihre berufliche Karriere verfolgen können, ohne dabei in Konflikt mit der gesellschaftlich definierten Geschlechterrolle zu geraten und als „Rabemutter“ angesehen zu werden. Die Sachverständigenkommission brachte es bereits im Jahr 2011 auf den Punkt: Fehlreize, die dazu führen, dass Frauen ihre Berufstätigkeit (zu) lange unterbrechen oder (längerfristig) in Teilzeitbeschäftigungen oder Minijobs tätig sind, müssen abgeschafft werden. Dann werden sich mit der Zeit auch die immer noch geltenden Rollenerwartungen und Stereotypen ändern. ●

„Die gesetzlichen Rahmenbedingungen müssen geändert werden, damit Frauen wie Männer freie Lebensentscheidungen nach individuellen Interessen und Fähigkeiten treffen können.“

DER GEMIIETETE

BAUOH

DER GEMIETETE BAUCH

VON BESTELLELTERN, WUNSCHKINDERN UND LEIHMÜTTERN

KATJA PATZEL-MATTERN, BEATE DITZEN & MARC-PHILIPPE WELLER

Das Geschäft mit dem unerfüllten Kinderwunsch boomt. In Indien, in der Ukraine und anderen Schwellenländern hat sich eine regelrechte Industrie um Leihmütter entwickelt. In Deutschland hingegen ist Leihmutterschaft gesetzlich verboten. Handlungsmöglichkeiten der modernen Medizin, ein zunehmender „Fortpflanzungstourismus“ und ein internationales Reglungsgefälle jedoch sorgen dafür, dass der gesetzliche Rahmen neu ausgehandelt werden muss. Eine interdisziplinäre Forschungsgruppe am Marsilius-Kolleg der Universität Heidelberg untersucht, wie das Beziehungsgeflecht von sogenannten Bestelleltern, Wunschkindern und Leihmüttern für Deutschland künftig gestaltet werden kann.

D

Der Sänger Elton John und sein Partner David Furnish, die Schauspielerin Sarah Jessica Parker und ihr Mann Matthew Broderick oder der Investor Nicolas Berggruen sind prominente Beispiele für eine inzwischen durchaus vertraute Praxis: die Erfüllung des Kinderwunsches durch Leihmutterschaft. Diese ermöglicht genetische Verwandtschaft ohne sexuelle Kontakte zu einer Frau oder die leibliche Schwangerschaft der späteren Mutter. Das öffentliche Interesse an Leihmutterschaft ist hoch – nicht zuletzt dank der prominenten Beispiele. Dabei lenken die Medien den Blick häufig auf Wunschkindern und Regenbogenfamilien sowie auf deren Potenziale für ein gedeihliches Zusammenleben. Auch die Leihmütter, die diese Familien ermöglichen, werden thematisiert – allerdings seltener als Akteurinnen der sich herausbildenden familiären Konstellation denn vielmehr als Dienstleisterinnen.

Wie kann das Interessengeflecht von sogenannten Bestell- eltern, Wunschkindern und Leihmüttern für Deutschland ausgestaltet werden? Ist Leihmutterschaft als eine Art menschlicher Reproduktion grundsätzlich abzulehnen oder gibt es bestimmte Voraussetzungen, unter denen sie akzeptabel erscheint? Mit diesen Fragen beschäftigen wir uns im Rahmen einer interdisziplinären Forschungsgruppe am Marsilius-Kolleg der Universität Heidelberg. Gemeinsam mit Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern verschiedener Fachdisziplinen diskutieren wir unter anderem das Verhältnis von individuellen Bedürfnissen und juristischen Normsetzungen. Erkenntnisse der psychobiologischen Bindungsforschung und der Rechtsprechung verbinden wir mit Konzepten von Mutterschaft, Frauenarbeit und Familie aus der Perspektive der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte. So wollen wir normative Ansprüche an Geschlechterrollen und Vergesellschaftungsformen sowie deren soziale Konstruktionen sichtbar machen. Damit sollen die Grundlagen für eine fundierte Empfehlung zur Regulierung der Leihmutterschaft in Deutschland geschaffen werden.

Eine solche Empfehlung scheint dringend geboten: Zwar ist Leihmutterschaft in Deutschland grundsätzlich verboten – die rechtliche Anerkennung einer Mutterschaft ist daran gebunden, dass das Kind ausgetragen wurde –, ein Urteil des Bundesgerichtshofs aus dem Jahr 2014 aber schafft neue Spielräume. Die Richter befanden, dass in einem Ausnahmefall die Elternschaft eines deutschen Paares für ein Kind zu akzeptieren sei, das in Kalifornien ausgetragen wurde, wo Leihmutterschaft erlaubt ist. Zuvor war die Elternschaft bereits von einem kalifornischen Gericht anerkannt worden. Das Urteil eröffnet für die Betroffenen Optionen, ohne diese eindeutig zu definieren, und schafft damit Unsicherheit.

Die historische Perspektive

Historisch ist das Leihen und Verleihen weiblicher, körperlicher Fertigkeiten, die notwendig sind, um einem Kind das

Leben zu schenken oder sein Leben zu erhalten, keineswegs neu. Bereits im Alten Testament findet sich nicht nur die vielfach zitierte Geschichte von Sara, Hagar, Abraham und Ismael, sondern ebenso jene von Rahel, Bilha, Jakob, Dan und Naftali. In beiden Fällen wird unerwünschter Kinderlosigkeit und dem folglich fehlenden Erben durch Beischlaf mit einer dritten Person begegnet. Während hier jeweils weibliche Empfängnis- und Gebärfähigkeit verliehen beziehungsweise geliehen wird, gibt es in der Geschichte auch Beispiele für den Handel mit lebenserhaltenden Funktionen wie der Fähigkeit, ein Kind zu nähren. Einschlägig ist hier das Ammenwesen, das bereits aus der Antike bekannt ist und in Europa vor allem im 17. und 18. Jahrhundert verbreitet war. An Bedeutung verlor es erst, als Verfahren verfügbar wurden, mit denen sich Tiermilch entkeimen und sterile Ersatzmilchprodukte herstellen ließen.

Doch was verbindet und was trennt nun die biblische Leihmutterschaft und das Ammenwesen des 17. und 18. Jahrhunderts in Europa als Beispiele des Leihens und Verleihens weiblicher körperlicher Fertigkeiten? Und was bedeutet dies für die aktuelle Diskussion? Unterschiedlich sind zunächst die Organisation des jeweiligen Tauschhandels und damit seine uns bekannte Ausdehnung. Leihmutterschaft in der Form, wie sie in den biblischen Texten erwähnt wird und bis zu den Anfängen der Reproduktionsmedizin auch ausschließlich realisierbar war, erwuchs aus persönlichen Beziehungen. Sie kannte somit keinen offiziellen Markt, über den Zahlen existieren. Demgegenüber war das Ammenwesen zumindest zeitweise auch zentral organisiert. Vermittler brachten Angebot und Nachfrage zusammen. Es kann davon ausgegangen werden, dass in Frankreich noch zwischen 1874 und dem Ersten Weltkrieg rund zehn Prozent aller neugeborenen Kinder – solche in staatlicher Obhut ebenso wie solche, die unter der Obhut ihrer leiblichen Eltern standen – von Ammen außerhalb des Elternhauses versorgt wurden. Ein kleinerer Teil wurde von Ammen betreut, die im Elternhaus des Kindes arbeiteten. Die Zahlen belegen auch, dass die Sterblichkeit unter Säuglingen, die von Ammen genährt wurden, höher lag als die durchschnittliche Säuglingssterblichkeit.

Die Gegenüberstellung von historischer, nicht dokumentierter Leihmutterschaft und dem teilweise institutionalisierten und damit erfassten Ammenwesen zeigt: Das Klassifizieren des Leihens und Verleihens als geschäftsmäßiges Gewerbe befördert die Produktion von Daten. Diese wurden nicht nur genutzt, um die Zulassung zum Ammenwesen zu kontrollieren, sondern auch, um später dagegen zu agitieren. Unter Verweis auf die Sterblichkeitsziffern diente dabei seit Beginn des 18. Jahrhunderts zunehmend das Kindeswohl als Argument, während zuvor mit der Qualität der Milch die Befähigung der Amme im Fokus stand. Diese historische Erfahrung kann als Reflexionspunkt in der Abwägung zwischen einem generellen Verbot oder einer regulierten Zulassung, wie sie

„Zwar ist Leihmutterschaft in Deutschland verboten, ein Urteil des Bundesgerichtshofs aus dem Jahr 2014 aber schafft Unsicherheit.“

für die Leihmutterschaft diskutiert werden, dienen. Sie verweist darauf, dass die bürokratische Erfassung einen gesellschaftlichen Diskurs darüber befördert, inwiefern und unter welchen Bedingungen das Leihen und Verleihen weiblicher körperlicher Fertigkeiten legitim ist.

Neben die Unterschiede treten Gemeinsamkeiten der beiden Beispiele von Leihmutterschaft und Ammenwesen. Eine zentrale Parallele liegt in dem sozialen Arrangement der Beziehung zwischen Verleihender und Leihenden. Diese Beziehung ist in beiden Fällen hierarchisch organisiert und durch ein soziales Gefälle gekennzeichnet. In den biblischen Beispielen besteht eine direkte Abhängigkeit zwischen Magd und Herrschaft; die Eigeninteressen der Magd treten gänzlich hinter denen der Herrschaft zurück, werden nicht artikuliert. Auch dem Ammenwesen der Neuzeit liegt soziale Ungleichheit zugrunde. Während die Auftraggeber, also die leiblichen Eltern, zumeist der städtischen Elite entstammten, in der eigenes Stillen als unangemessen galt, da es die Frau in der Ausübung ihrer Pflichten beschränkte, rekrutierten sich die Ammen aus der ländlichen Unterschicht. Für sie bot der Verkauf ihrer Muttermilch eine Erwerbschance. Diese bedeutete aber zugleich, dass die Sorge für das eigene Kind hintangestellt, es möglicherweise zurückgelassen werden musste. Der deutsche Sozialist und Politiker August Bebel spricht mit Blick auf die damalige Praxis gar von „Ammenzüchtere“. Diese bestünde darin, so Bebel in seinem Werk „Die Frau und der Sozialismus“ aus dem Jahr 1879, dass Landmädchen sich schwängern ließen, um sich nach der Geburt ihrer Kinder als Amme an eine wohlhabende Berliner Familie vermieten zu können.



PROF. DR. KATJA PATZEL-MATTERN nahm 2009 den Ruf der Universität Heidelberg auf eine Professur für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an. Nach ihrem Studium in Barcelona und Münster, wo sie auch promoviert wurde, habilitierte sie sich im Jahr 2008 an der Universität Konstanz. Die Forschungsschwerpunkte der Historikerin sind neben Industrieunfällen und Arbeitsbeziehungen als Teil der Wirtschaftsgeschichte, die Wissensgeschichte und die historische Zeitforschung. Insbesondere interessiert sie sich für Formen der Aneignung und Kommunikation historischer Erfahrungswelten.

Kontakt: katja.patzel-mattern@zegk.uni-heidelberg.de

Durchaus vergleichbar organisieren sich die sozialen Hierarchien in gegenwärtigen Beziehungen zwischen Leihmutter und Bestelletern. Dabei ist das Stadt-Land-Gefälle der Neuzeit durch ein West-Ost-Gefälle in der globalisierten Welt ersetzt worden. Aufgrund rechtlicher Regelungen und aus Kostengründen boomt das Leihmutterschaftsgeschäft in Indien, der Ukraine und anderen Schwellenländern. Für Frauen aus diesen Ländern ist der Verkauf ihrer Gebärfähigkeit genauso wie im historischen Fallbeispiel mit der Hoffnung auf Erwerb verbunden – aber auch mit dem zeitweiligen Verzicht auf eigenes familiäres Leben. Für die Zeit bis zur Entbindung leben sie in Schwangerschaftskliniken. Ebenso wie die staatliche Prüfung der Ammenmilch Ende des 16. Jahrhunderts dient dies der Qualitätssicherung im Sinne der Auftraggeber. Der Vergleich historischer Hierarchiebeziehungen mit gegenwärtigen Verhältnissen in globalen Leihmutterschaftsmärkten sensibilisiert für notwendige Perspektivwechsel. Nationale rechtliche Lösungen und Beratungsangebote sollten bestehende soziale Ungleichheiten zwischen Leihmüttern und Bestelletern mitbedenken, damit sie diese nicht ungewollt festschreiben.

Es sind genau diese Ungleichheiten, die zu einem letzten nachdenklichen Blick in die Vergangenheit einladen. Ende des 16. Jahrhunderts schrieb Laurent Joubert, Professor an der Medizinischen Fakultät von Montpellier: „Wenn die Frauen nur die Freuden des Stillens kennen würden – sie würden es nicht nur bei ihren eigenen Kindern tun, sie würden sich selbst ausleihen: Stillende Frauen sind gewöhnlich voller Liebe und Hingabe auch fremden Babys gegenüber. Kann man sich einen schöneren Zeitvertreib

„Die Beziehung zwischen Verleihender und Leihenden – zwischen Leihmutter und Bestelleltern – ist früher wie heute durch ein soziales Gefälle gekennzeichnet.“

vorstellen, als mit einem Säugling, der zu seiner Amme zärtlich ist, der sie streichelt, während er trinkt [...].“ Diese Worte, die einer französischsprachigen Schrift mit dem Titel „Mahnung an alle Mütter, ihre Kinder zu stillen“ aus dem Jahr 1578 entnommen sind, verweisen auf eine spezifische Wertung von Reproduktionsarbeit, die die oben benannten Abhängigkeiten außer Acht lässt. Kinderpflege, in späteren Schriften auch Erziehung und Hausarbeit, wird hier als „Liebesarbeit“ charakterisiert.

An solche Vorstellungen knüpfen Überlegungen der Nationalökonomie an, wie sie im 18. Jahrhundert von dem schottischen Moralphilosophen Adam Smith popularisiert wurden. In diesem Denken sind sorgende Beziehungen jenseits des Marktes verortet, der in der klassischen Vorstellung den Preis eines Angebots und damit seinen Wert bestimmt. Eine Folge dessen ist, dass Reproduktionsarbeit „in ihrer ökonomischen Bedeutung abgewertet und gleichzeitig als Ort der Liebe aufgeladen“ wird, wie es die Sozialpädagogin Barbara Thiessen formuliert.

Die psychologische Perspektive

Eine solche Bewertung sorgender Beziehungen schafft den unmittelbaren Übergang der historischen Perspektive der Leihmutterschaft zur Psychologie, denn diese bezieht sich auf die Motivation, eine Leihmutterschaft in Auftrag zu geben beziehungsweise als Leihmutter tätig zu werden. Auch psychologisch können wir Leihmutterschaft von drei Blickwinkeln aus betrachten: dem der Bestelleltern, dem der Leihmutter und dem des Kindes.

Mit Blick auf das auftraggebende Paar ist motivationspsychologisch vor allem der Kinderwunsch interessant. Während soziale Bindungen als Grundbedürfnis des Menschen gesehen werden – und der Kinderwunsch eine solche Bindung per se antizipiert –, wird der Wunsch sich fortzupflanzen generell nicht als Grundbedürfnis interpretiert. Das ist auch nachvollziehbar, denn eine solche Einordnung hätte die Pathologisierung eines fehlenden Kinderwunsches zur Folge. Sobald die ungewollte Kinderlosigkeit jedoch zu depressiven Symptomen führt oder der Kinderwunsch zwanghaft verfolgt wird, sind Interventionen gefragt, die dann auch durch unser Gesundheitssystem finanziert werden.

Bundesfamilienministerin Manuela Schwesig schrieb im Jahr 2016 in einer Broschüre zu ungewollter Kinderlosigkeit des Berufsverbandes der Frauenärzte und des Berufsverbandes der Deutschen Urologen: „Der Kinderwunsch von Paaren darf nicht am Geld scheitern!“ Ein unerfüllter Kinderwunsch aber rechtfertigt in unserem Gesundheitssystem nicht jede medizinisch mögliche Intervention. Medizinische Interventionen hängen nicht nur von der Verfügbarkeit finanzieller Mittel ab, sondern sind immer auch in einen gesellschaftlichen und ethischen Gesamtkontext eingebettet. Wenn wir davon ausgehen, dass Leihmutter-

schaft mit einer potenziellen Ausbeutung der Leihmutter einhergeht, kann sie selbst dann nicht vom Gesundheitssystem getragen werden, wenn genügend Geld vorhanden wäre. Dieser zentrale Punkt leitet über zur Handlungsmotivation der Leihmutter.

Die Motivation, als Leihmutter tätig zu werden, kann, wie oben historisch hergeleitet, emotional oder ökonomisch bedingt sein. Psychologische Forschung weist darauf hin, dass mit zunehmender externer Verstärkung (zum Beispiel durch Geld) die intrinsische Motivation sinkt. Dies passt gut zu dem erwünschten Nebeneffekt, dass die Leihmutter sich durch die finanzielle Entschädigung emotional von ihrer Schwangerschaft distanzieren soll, widerspricht aber klar unserem ethischen Konsens, dass der Körper oder Teile davon unverkäuflich sind. Aktuelle Studien zu den Motiven von Leihmüttern liegen vor allem aus Indien vor. Diese deuten auf ein finanzielles Handlungsmotiv hin: Die Frauen beschreiben, dass sie die Leihmutterschaft annehmen, um für ihre Familie Wohneigentum, Bildung oder Krankenversorgung zu finanzieren. In den USA, wo die Leihmutterschaft ebenfalls in einzelnen Bundesstaaten gegen Geld möglich ist, berichten Leihmütter von finanziellen, aber auch emotionalen Motiven. Völlig anders stellen Leihmütter aus Kanada oder Großbritannien ihre Beweggründe dar. In diesen Ländern ist ausschließlich die altruistische Leihmutterschaft erlaubt, und entsprechend stark wird das Motiv, helfen zu wollen, betont.

Auch neuere Ergebnisse der psychobiologischen Bindungsforschung sind für die Diskussion um Leihmutterschaft relevant, gerade im Bereich pränataler Einflüsse der Mutter auf das Kind. Wissenschaftler haben nachgewiesen, dass sich Erfahrungen, die die Mutter während der Schwangerschaft macht, auf das Kind übertragen können – unter anderem über epigenetische Mechanismen der körperlichen Stresssysteme. Diese Erkenntnisse versetzen Leihmütter und Wunscheeltern in eine vertrackte Situation: Auf der einen Seite geht man von emotionalen Einflüssen während der Schwangerschaft aus – die Leihmutter sollte also positiv gestimmt sein, was auch ihr kooperatives Verhalten im Rahmen der medizinischen Behandlung erhöht; auf der anderen Seite darf die Leihmutter keine „zu“ starke emotionale Bindung zum Kind aufbauen, denn nach der Geburt soll sie es ja abgeben.

Neben den schwangerschaftsspezifischen Einflüssen hat die Bindungsforschung zudem neuroendokrine Systeme identifiziert, die in die Eltern-Kind-Interaktion involviert sind. So wird der Kontakt mit dem Kind als sehr belohnend empfunden und geht mit einer verstärkten Dopaminaktivität, unter anderem im limbischen System im Gehirn, einher. Auch „gynäkologische Hormone“ wie Oxytocin und Prolaktin spielen bei der Mutter-Kind-Bindung eine Rolle.

„Lücken in der Rekonstruktion der eigenen Geschichte erschweren die Identitätsentwicklung.“

Diese Erkenntnisse haben zum Beispiel dazu geführt, dass an einzelnen kanadischen Kliniken der Bestellmutter empfohlen wird, das Kind nach seiner Übernahme stimuliert durch Hormongabe selbst zu stillen, um den Bindungsaufbau zu erleichtern.

Wichtig ist hierbei, dass diese Zusammenhänge nicht nur für Frauen gelten: Interagiert ein Vater mit seinem Kind, sind dieselben belohnungsrelevanten zentralnervösen Prozesse involviert wie bei der Mutter. Dabei spielt es keine Rolle, ob es sich bei Mutter und Vater um die leiblichen Eltern handelt oder ob sie als soziale Eltern einfach besonders viel Zeit mit dem Kind verbringen. Frau und Mann unterscheiden sich somit zwar darin, wer das Kind austragen und gegebenenfalls stillen kann, nicht aber per se in ihrer psychischen Bindungsfähigkeit an das Kind.

Dies wird auch durch die psychologische Forschung zur Perspektive von Kindern, die von einer Leihmutter ausgetragen wurden, bestätigt: Kinder dieser Familienkonstellationen sind – vor allem britischen Studien zufolge – psychisch gesund, normal angepasst und sicher an ihre Eltern gebunden. Für ein Kind scheint eine Leihmutter-schaft allerdings dann ein Risiko zu sein, wenn sie in einem rechtlichen Graubereich stattfindet, denn dies birgt die Gefahr, dass es von der Leihmutter nie erfährt. Aus der Adoptionsforschung wissen wir, dass deutliche Lücken in der Rekonstruktion der eigenen Geschichte die Identitätsentwicklung erschweren können. Auch eine Leihmutter-schaftskonstellation über die eigenen kulturellen Grenzen und Rechtssysteme hinweg kann für das Kind somit psychische Anpassungsprobleme mit sich bringen, denn höchstwahrscheinlich wird es nie Kontakt zur Leihmutter aufnehmen können.



PROF. DR. BEATE DITZEN studierte Psychologie in Darmstadt, Dijon, Frankreich, und Berlin. Nach Forschungsaufenthalten und psychotherapeutischer Arbeit in Zürich, Schweiz, und Atlanta, USA, erhielt sie im Jahr 2014 den Ruf auf die Professur für Medizinische Psychologie und Psychotherapie an der Universität Heidelberg. Seit Herbst 2014 leitet sie am Universitätsklinikum das Institut für Medizinische Psychologie. Ihr Forschungsfokus liegt auf dem Einfluss sozialer Beziehungen auf die Gesundheit.

Kontakt: beate.ditzen@med.uni-heidelberg.de

Zentral ist abschließend aus psychologischer Perspektive die Frage, ob die Beteiligten – es sind ja in der Regel psychisch gesunde Akteure – selbstverantwortlich über eine Leihmutter-schaft entscheiden sollten, ob Leihmutter-schaft dem Markt überlassen sein oder ob sie verboten beziehungsweise reglementiert werden sollte. Antworten bietet die Entscheidungspsychologie. Diese besagt, dass Individuen Informationen grundsätzlich emotional beeinflusst verarbeiten. Auch Wunscheltern und Leihmütter suchen dementsprechend deutlich emotional und motivational bedingt nach Informationen. Gerade dieser Mangel an Neutralität aber blendet mögliche negative Langzeitfolgen aus, unter anderem die Gefahr nachgeburtlicher Erkrankungen der Leihmutter oder des Kindes sowie einer geänderten Lebenssituation der Bestellereltern. Zwar ist nicht anzunehmen, dass derartige Folgen gehäuft eintreffen – im Gegenteil, die Mehrheit der Leihmutter-schaftskonstellationen hat für alle Beteiligten wahrscheinlich deutlich positive Effekte –, die emotional stark involvierten Parteien aber können diese Folgen nicht umfassend abwägen. Genau in diesem Prozess des Abwägens ist unser Rechtssystem gefragt.

Die rechtliche Perspektive

Kommerzielle Formen der Leihmutter-schaft sollten hierzulande verboten bleiben. Hierüber sind sich die Heidelberger Wissenschaftler angesichts der beschriebenen Ausbeutungsgefahr für die Leihmutter einig. Paragraph 1 des Embryonenschutzgesetzes sanktioniert schon jetzt insbesondere Mediziner, die eine Leihmutter-schaft ermöglichen: „Mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren wird bestraft, wer [...] es unternimmt, einer Frau, welche bereit ist, ihr Kind nach der Geburt Dritten auf Dauer zu überlassen (Ersatzmutter), eine künstliche Befruchtung durchzuführen oder auf sie

„Nur die gebärende (Leih-)Mutter ist nach dem deutschen Zivilrecht die rechtliche Mutter.“

einen menschlichen Embryo zu übertragen.“ Zivilrechtlich wird das Verbot der Leihmutterschaft im Bürgerlichen Gesetzbuch (BGB) entscheidend flankiert. Paragraph 1591 hält fest, dass nur die gebärende (Leih-)Mutter die rechtliche Mutter ist: „Mutter eines Kindes ist die Frau, die es geboren hat.“ Diese Regelung ist nicht dispositiv, das heißt, sie kann nicht vertraglich durch eine entsprechende Leihmutterschaftsvereinbarung außer Kraft gesetzt werden. Die Wunschmutter hat nach deutschem Recht in Leihmutterschaftsfällen also grundsätzlich keine Möglichkeit, rechtliche Mutter zu werden.

Gesetzlich erlaubt hingegen ist es, nachträglich die Mutterschaft für ein Kind zu erlangen, nämlich durch Adoption. Allerdings ist diese nach Paragraph 1741 BGB von Hürden abhängig: „Die Annahme als Kind ist zulässig, wenn sie dem Wohl des Kindes dient und zu erwarten ist, dass zwischen dem Annehmenden und dem Kind ein Eltern-Kind-Verhältnis entsteht.“ Als Nachteil der Adoption sehen Wunscheltern oftmals an, dass keine genetische Abstammung zum Adoptivkind besteht und dass das Kind an Traumata aus der Schwangerschaft und den ersten Lebensmonaten leiden könnte. Darüber hinaus möchten viele nicht die im Adoptionsverfahren vorgesehene Eignungsprüfung unterlaufen, da sie das Risiko einer Ablehnung fürchten.

Vor diesem Hintergrund nutzen manche Wunscheltern das internationale Regelungsgefälle: Sie beauftragen eine Leihmutter in einem Staat, in dem Leihmutterschaften legal sind, und versuchen dann, das Kind nach ihrer Rückkehr in Deutschland anerkennen zu lassen. Dieses „law and forum shopping“ hat der Bundesgerichtshof wie eingangs geschildert im Jahr 2014 für eine in Kalifornien



PROF. DR. MARC-PHILIPPE WELLER folgte 2014 einem Ruf der Universität Heidelberg an das Institut für internationales und ausländisches Privat- und Wirtschaftsrecht, dessen Ko-Leitung er zugleich übernahm. Im Anschluss an sein Studium der Rechtswissenschaften wurde er 2004 an der Universität Heidelberg promoviert und habilitierte sich 2008 an der Universität zu Köln. Von 2008 bis 2011 hatte er den Lehrstuhl für Internationales Unternehmensrecht in Mannheim inne, von 2011 bis 2014 war er Direktor des Instituts für Handels- und Wirtschaftsrecht an der Universität Freiburg. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören das Bürgerliche Recht, das europäische und internationale Privat- und Unternehmensrecht sowie das Handels- und Gesellschaftsrecht.

Kontakt: marc.weller@ipr.uni-heidelberg.de

durchgeführte Leihmutterschaft gebilligt – unter der Voraussetzung, dass sie freiwillig erfolgt und zumindest ein Wunschelternteil genetisch, zum Beispiel durch Samenspende, mit dem Kind verwandt ist. Diese Entscheidung betrifft jedoch lediglich eine unter besonderen Umständen in Kalifornien durchgeführte Leihmutterschaft; sie kann nicht ohne Weiteres auf Leihmutterschaften in anderen Staaten übertragen werden.

Mit seiner punktuellen Rechtsprechung hat der Bundesgerichtshof für mehr Unsicherheit als Sicherheit gesorgt. Eine allgemeine Regulierung des Phänomens der Leihmutterschaft im Ausland ist somit dringend geboten. Auch der Deutsche Juristentag hat auf seiner Tagung 2016 in Essen eine Regulierung angemahnt und folgenden Beschluss gefasst: „Ist eine Leihmutterschaft im Ausland nach den dort geltenden Regeln legal durchgeführt worden, ist die nach dem Recht des Geburtslandes etablierte Elternschaft der Wunscheltern im Inland – im Allgemeinen – zu akzeptieren. Hierfür sind entweder im deutschen Internationalen Privat- und Verfahrensrecht oder im deutschen Sachrecht geeignete Mechanismen zu entwickeln.“

Auf Grundlage der Diskussionen unserer Projektgruppe am Marsilius-Kolleg schlagen wir vor, Abstammungsfälle, die auf einer Leihmutterschaft im Ausland basieren, im Inland nur dann anzuerkennen, wenn schon vor der Schwangerschaft ein sogenanntes antizipiertes Adoptionsverfahren durchgeführt wurde. Ein solches Verfahren hat insbesondere den Sinn, das Kind und die Leihmutter analog zum Adoptionsverfahren zu schützen. Die im antizipierten Verfahren vorab zu prüfenden Kriterien wären unter anderem:

WOMB FOR RENT

OF INTENDED PARENTS, PLANNED CHILDREN AND SURROGATE MOTHERS

KATJA PATZEL-MATTERN, BEATE DITZEN & MARC-PHILIPPE WELLER

Women “renting out” their womb? In Germany, this form of reproduction is prohibited. However, advances in modern medicine, inconsistent legislation around the world and the rise of “reproductive tourism” are increasingly challenging the ban. An interdisciplinary research group at Heidelberg University’s Marsilius-Kolleg is currently investigating the historical roots of surrogacy, its psychological effects and its legal implications.

How can the interests of intended parents, planned babies and surrogates be balanced and regulated in Germany? Should surrogacy as a reproductive option be rejected altogether or are there certain circumstances in which it seems acceptable? Researchers are discussing the relationship between individual needs and the definition of legal norms from the viewpoints of their respective disciplines. In doing so, they combine the findings of psychobiological attachment research and law practice with historical concepts of motherhood, women’s work and family. Their aim is to uncover normative demands on gender roles and socialisation and their social constructs – and thereby lay the groundwork for well-founded recommendations as to how surrogacy might be regulated in future German legislation. ●

“Today as in the past, the relationship between surrogate and intended parents is characterised by a social divide.”

PROF. DR KATJA PATZEL-MATTERN accepted the Chair of Economic and Social History at Heidelberg University in 2009. She studied in Barcelona and Münster, where she obtained her PhD, and earned her teaching credentials at the University of Constance in 2008. Her research topics include industrial accidents and industrial relations as part of economic history, as well as the history of knowledge and historical time research. She is particularly interested in forms of appropriating and communicating historical perceptions of reality.

Contact: katja.patzel-mattern@zegk.uni-heidelberg.de

PROF. DR BEATE DITZEN studied psychology in Darmstadt, Dijon (France) and Berlin. After years of clinical and scientific work in Zurich (Switzerland) and Atlanta (USA), she accepted the Chair of Medical Psychology and Psychotherapy at Heidelberg University in 2014. In the autumn of the same year, she became head of the Institute for Medical Psychology at Heidelberg University Hospital. Her research focus is the influence of social relationships on health.

Contact: beate.ditzen@med.uni-heidelberg.de

PROF. DR MARC-PHILIPPE WELLER joined Heidelberg University in 2014 as Codirector of the Institute for Comparative Law, Conflicts of Law and International Business Law. He studied law in Heidelberg and Montpellier, obtained his doctorate from Heidelberg University in 2004 and earned his teaching credentials at the University of Cologne in 2008. From 2008 to 2011, he held the Chair of International Corporate Law at the University of Mannheim; he then transferred to the University of Freiburg, where he headed the Institute of Commercial and Business Law until 2014. Prof. Weller's research focuses on civil law, European and international private and corporate law and commercial and corporate law.

Contact: marc.weller@ipr.uni-heidelberg.de

„Eine Regulierung des Phänomens Leihmutterschaft im Ausland ist dringend geboten.“

1. die Legalität des Verfahrens nach ausländischem Recht,

2. Anforderungen in Bezug auf die Leihmutter (Mindest- und Höchstalter, körperliche Gesundheit bestätigt durch eine medizinische Unbedenklichkeitsbescheinigung, anwaltlicher Beistand der Leihmutter und gegebenenfalls ihres Ehemannes sowie Autorisierung des Leihmutter-schaftsvertrages durch ein Gericht),

3. die Eignung der Wunscheltern (genetische Abstammung, keine in Bezug auf das Kindeswohl bedenklichen Vorstrafen, psychologische „Eignungsuntersuchung“ der Wunscheltern, wirtschaftlich hinreichende Lebensgrundlage).

Offene Fragen

Ungeachtet der Regulierung von Auslands-Leihmutter-schaften ist zu erwägen, ob altruistische Formen der Leihmutter-schaft in Deutschland künftig zugelassen werden könnten. Hier benötigt die Rechtswissenschaft fachlichen Input durch andere Disziplinen, insbesondere die Psychologie. In diesem Kontext stellt sich allerdings die Frage, inwiefern Diskussionen um altruistische Leih-mutterschaft an zuvor skizzierte historische Konzepte anschließen. Wird hier möglicherweise für eine Vorstel-lung eingetreten, die zwischen weiblichen, emotions-geleiteten, und männlichen, rationalen wie nutzenorien-tierten, Handlungsmotivationen unterscheidet? Ganz abgesehen davon gilt es auch zu überlegen, ob das Kon-zept altruistischer Leihmutter-schaft in der Wirklichkeit Bestand haben kann – existierende Abhängigkeiten und soziale Hierarchien lassen hieran zweifeln. Diese und damit verbundene Fragen werden wir weiter aus interdis-ziplinärer Perspektive verfolgen. ●

Brücken zwischen Disziplinen bauen

Als „Center for Advanced Study“ gehört das Mar-silius-Kolleg zu den zentralen Projekten im Rahmen des Zukunftskonzepts, mit dem die Universität Heidelberg in beiden Runden der Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder erfolgreich war. Es trägt dazu bei, wissenschaftlich tragfähige Brücken zwischen den verschiedensten Disziplinen zu bauen, um auf diese Weise Lösungen für komplexe Fragestellungen der Gegenwart und Zukunft zu entwickeln. Das Marsilius-Kolleg versteht sich als Ort der Begegnung und der Innovation, an dem disziplinübergreifende Forschungsprojekte initiiert sowie konkretisiert werden.

Etwa zwölf Fellows der Universität Heidelberg werden jedes Jahr an das Marsilius-Kolleg beru-fen, um sich fundamentalen Problemen aus in-terdisziplinärer Perspektive zu widmen. Aus den Diskussionen der Fellows gehen die Marsilius-Pro-jekte hervor, die die einjährige Zusammenarbeit in längerfristige Forschungsverbände überführen. Alle Marsilius-Projekte bearbeiten inhaltliche Fra-gen von theoretischer und praktischer Relevanz, die das Zusammenwirken verschiedener Wissen-schaftskulturen verlangen. Das Marsilius-Kolleg errichtet auf diese Weise ein forschungsbasiertes Netzwerk zwischen den Lebens- und Naturwissen-schaften und den Sozial-, Rechts-, Geistes- und Kulturwissenschaften.

www.marsilius-kolleg.uni-heidelberg.de

VOM KINDERWUNSCH

ZUM WUNSCHKIND

VOM KINDERWUNSCH ZUM WUNSCHKIND

DIE SICHT DER MÄNNER

TEWES WISCHMANN & THOMAS STROWITZKI



PROF. DR. THOMAS STROWITZKI wurde im Jahr 1999 an die Universität Heidelberg berufen und leitet seitdem die Abteilung für Gynäkologische Endokrinologie und Fertilitätsstörungen am Universitätsklinikum Heidelberg. Seit 2001 ist er zudem Vorsitzender der Ethikkommission der Heidelberger Medizinischen Fakultät. Seine wissenschaftliche Laufbahn führte ihn zuvor an die Universität des Saarlandes und die LMU München, wo er acht Jahre die Reproduktionsmedizin leitete. Für seine wissenschaftlichen Leistungen erhielt Thomas Strowitzki 1994 den „Ludwig-Fraenkel-Preis“ der Deutschen Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe sowie 2011 die Ehrenmedaille der Medizinischen Fakultät Heidelberg. Darüber hinaus ist er Ehrenmitglied der Rumänischen Gesellschaften für Gynäkologie und Geburtshilfe sowie für Assistierte Reproduktion und Mitglied der Wissenschaftlichen Kommission „Demographischer Wandel“ der Nationalen Akademie der Wissenschaften – Leopoldina.

Kontakt: thomas.strowitzki@med.uni-heidelberg.de

Früher blieb dem Mann in der Kinderwunschbehandlung meist nur die Rolle des Partners der „eigentlichen“ Patientin. Heute steht von Anfang an das Paar im Mittelpunkt. Auch in der Forschung wurde die Frage, wie der Mann die reproduktionsmedizinische Diagnose und Therapie erlebt, lange vernachlässigt. Diese Lücke schließen Heidelberger psychosoziale Arbeiten zum Thema „Kinderwunsch bei Männern“.



DR. TEWES WISCHMANN ist seit 1990 Akademischer Mitarbeiter und Lehrkoordinator des Instituts für Medizinische Psychologie am Universitätsklinikum Heidelberg und leitet die Arbeitsgruppe „Gynäkologische Psychologie“. Er studierte und promovierte im Fach Psychologie, schloss 2001 seine Ausbildung zum Analytischen Psychotherapeuten ab und wurde 2005 zum Privatdozenten an der Medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg für das Fach „Medizinische Psychologie“ habilitiert. Tewes Wischmann hat zahlreiche Buch- und Zeitschriftenbeiträge zu den Themen Reproduktionsmedizin und Fertilitätsstörungen verfasst. Er ist Fachkommissionsleiter „Psychosomatik in der Reproduktionsmedizin“ des Dachverbandes Reproduktionsbiologie und -medizin e. V. sowie Gründungs- und Ehrenmitglied der Deutschen Gesellschaft für Kinderwunschberatung. Seit 2015 ist er Mitglied des Arbeitskreises „Novellierung der Richtlinie zur Durchführung der assistierten Reproduktion“ der Bundesärztekammer.

Kontakt: tewes.wischmann@med.uni-heidelberg.de

K

„Kommt ein Kind, ist es gut, kommt kein Kind, ist es auch gut!“ Dieser Satz war noch vor zwanzig Jahren häufig zu hören, wurde der Mann in der psychosozialen Beratung auf den Erfolg oder Misserfolg einer Kinderwunschbehandlung angesprochen. Geht es darum, sich mit einer dauerhaft ungewollten Kinderlosigkeit auseinanderzusetzen, geschieht es mittlerweile nicht selten, dass auch Männer zu den bereitgehaltenen Papiertaschentüchern greifen. Früher war beim Thema „unerfüllter Kinderwunsch“ ausschließlich die Frau im Blick, heute ist es von Anfang an selbstverständlich, das Paar in den Mittelpunkt zu stellen, sowohl in der medizinischen Diagnose und Therapie als auch in der psychosozialen Beratung und in der Forschung. An der Heidelberger Universitätsklinik wird dieser paarzentrierte Ansatz schon lange vertreten, aber auch der Mann für sich steht im Fokus: Seit Jahrzehnten erforschen in Heidelberg Psychologen und Gynäkologen, Endokrinologen und Reproduktionsmediziner, wie Männer die Kinderwunschbehandlung erleben.

Ungewollt kinderlos

Die fruchtbare Lebensphase der Frau lässt sich relativ klar auf das Alter von circa 15 bis 45 Jahren einschränken. Die fruchtbare Lebensphase des Mannes ist nicht so eindeutig zu definieren. Doch auch beim Mann nimmt die Fertilität – die Fähigkeit, Kinder zu zeugen – mit den Jahren ab. So sinkt die Anzahl an bewegungs- und damit befruchtungsfähigen Spermien etwa ab dem 40. Lebensjahr jährlich um circa ein Prozent. Wie bei der Frau steigt beim Mann mit zunehmendem Alter das Risiko für körperliche Fehlbildungen des Kindes; auch die Gefährdung des Kindes, eine psychische Störung zu entwickeln, nimmt dann zu. Das gilt insbesondere für Erkrankungen aus dem autistischen Formenkreis.

Von ungewollter Kinderlosigkeit wird grundsätzlich dann gesprochen, wenn es nach einem Jahr regelmäßigen ungeschützten Geschlechtsverkehrs nicht zu einer Schwangerschaft gekommen ist. Diese Wartezeit ist zunächst einmal gar nicht so ungewöhnlich: Rund ein Viertel der Frauen berichtet von der Dauer eines Jahres, bis das erste oder ein weiteres Kind zur Welt kam. Von einem tatsächlich unerfüllt bleibenden Kinderwunsch betroffen sind in Deutschland etwa sechs bis neun Prozent der Paare, das sind rund eine halbe Million Frauen und Männer. Studien zeigen, dass Frauen durchschnittlich einen stärkeren

„Von einem unerfüllten Kinderwunsch sind Frauen wie Männer psychisch gleichermaßen erheblich beeinträchtigt.“

Kinderwunsch angeben als ihre Partner – der Unterschied ist aber marginal: Eine unserer Heidelberger Arbeiten verglich die Kinderwunschstärke von über 500 Frauen und über 500 Männern. Dabei zeigte sich zwar ein statistisch signifikanter Unterschied – die absolute Differenz zwischen den Werten aber erwies sich als gering (3.3 bei den Frauen und 3.1 bei den Männern auf einer Skala von 0 bis 4).

In der gleichen Studie erfassten wir das Selbst- und Fremdbild von 500 Paaren hinsichtlich der Verarbeitung des unerfüllten Kinderwunsches und stellten eine aufschlussreiche wechselseitige Zuordnung der weiblichen und männlichen Grundstimmung fest. Demnach schätzt der Partner die depressive Stimmung der Frau höher ein, als es die Frau selbst tut – umgekehrt schätzt die Partnerin die Stimmung des Mannes als deutlich unbelasteter ein, als er es von sich selbst angibt. Diese Polarisierung spiegelt die „klassische“ Position des Mannes als „Fels in der Brandung“ – sowohl in seinem Selbstbild als auch im Fremdbild aus Sicht der Partnerin. Der Studienlage nach aber ist davon auszugehen, dass Frauen wie Männer von einem unerfüllten Kinderwunsch psychisch meist gleichermaßen erheblich beeinträchtigt sind.

Innere Blockaden?

Häufig ist als Grund für ungewollte Kinderlosigkeit zu hören, dass gegenüber einer Schwangerschaft „innere Blockaden“ bestünden. Wissenschaftlich ist das nicht zu halten. Indirekt sind allerdings sehr wohl Einflüsse der Psyche anzunehmen, und zwar bei verhaltensbedingten Fertilitätsstörungen, wie wir sie bei Paaren in unserer Kinderwunschambulanz in Heidelberg näher untersucht haben. Bei circa drei Prozent der Frauen fanden wir deutliche Hinweise auf eine (sub-)klinische Magersucht, zwei Prozent der Männer gaben Anabolika-Missbrauch an; trotz Kinderwunsch rauchten elf Prozent der Frauen und 18 Prozent der Männer, und etwa jede fünfte Frau übte – bei einem normalem oder niedrigem Body-Mass-Index – exzessiv Sport aus. Es ist in der Öffentlichkeit zwar kaum bekannt, dass Hochleistungssport bei Frauen der Fruchtbarkeit abträglich ist – Raucherinnen und Raucher indes sollte das mit dem Nikotinkonsum einhergehende Risiko auch hinsichtlich der eingeschränkten Fruchtbarkeit bewusst sein. Darüber hinaus gaben circa sieben Prozent der Frauen und zwei Prozent der Männer an, dass sie trotz ihres Kinderwunsches in weniger als der Hälfte der „fruchtbaren Tage“ der Frau miteinander Geschlechtsverkehr hatten – womöglich eine Folge der Diagnose „Fertilitätsstörung“. In der Studie war insbesondere der Verlust der sexuellen Spontanität von beiden Partnern im Vergleich zur Zeit vor dem Kinderwunsch als gravierendste Verschlechterung in ihrem Sexualleben angegeben worden.

Achterbahn der Gefühle

Es gibt zahlreiche Methoden, die Fruchtbarkeit (Fertilität) beziehungsweise Unfruchtbarkeit (Infertilität) der Frau

festzustellen. Die Verfahren reichen von der hormonellen Bestimmung des Zyklusverlaufs und Eisprungs bis hin zu körperlichen Ursachen, etwa dem Verschluss der Eileiter, wozu eine operative Bauchspiegelung zur Diagnose erforderlich ist. Beim Mann beschränkt sich die Abklärung auf die klinische Untersuchung und die Analyse des Spermias. Nur bei Männern mit „Azoospermie“ – dem weitestgehenden Fehlen von Spermien im Samenerguss – ist ein operativer Eingriff nötig: Um das Ausmaß der gestörten Spermienbildung zu bewerten, muss dem Betroffenen Hodengewebe entnommen werden. Genetische Untersuchungen bei Mann und Frau erfolgen erst, wenn die Vordiagnostik abgeschlossen ist.

Wie erleben Männer die reproduktionsmedizinische Diagnose und Behandlung? Frauen wie Männer erfahren in dieser Zeit die viel zitierte „Achterbahn der Gefühle“. Eine unserer Studien, für die wir ausschließlich Männer interviewt haben, ergab folgende Besonderheit: Der Mann erlebt sich in der Kinderwunschbehandlung häufig als zum Abwarten und Zuschauen „verdammte“, weil der größte Aufwand von der Frau geleistet werden muss – sowohl was die zu investierende Zeit als auch was die Anzahl der notwendigen medizinischen Eingriffe betrifft. Die von Männern geäußerten Gefühle von Hilflosigkeit und Passivität werden durch den ungewissen Ausgang der Behandlung zumeist noch intensiviert. Stellt sich heraus, dass ein medizinisches Problem beim Mann die Hauptursache für den unerfüllten Kinderwunsch ist, gaben die betroffenen Männer in der Studie insgesamt keine schlechtere Lebensqualität an – sehr wohl aber bekannten sie in der Folge eine beeinträchtigte Geschlechtsidentität. Einer der positiven Aspekte, der von Männern genannt wurde, war die Erfahrung einer intensivierten und gereiften partnerschaftlichen Verbundenheit.

Die Last der Behandlung – auch bei ausschließlich männlich bedingter Unfruchtbarkeit – trägt die Frau. Ursächlich behandelbar sind männliche Fruchtbarkeitsstörungen nur dann, wenn Infektionen zugrunde liegen oder bei selten vorkommenden Hormonstörungen. In allen anderen Fällen männlicher Unfruchtbarkeit ist die künstliche Befruchtung der einzige Weg, um den Wunsch nach einem eigenen Kind zu erfüllen. Ist die männliche Fruchtbarkeit nur geringfügig eingeschränkt, wird eine Probe speziell aufbereiteter und konzentrierter Spermien am Tag des Eisprungs direkt in die Gebärmutter der Frau eingebracht. Bei stärker eingeschränkter Fruchtbarkeit kommt ausschließlich das Verfahren der „Intracytoplasmatischen Spermieninjektion“, kurz ICSI, infrage. Dabei wird ein einzelnes Spermium außerhalb des Körpers in die Eizelle injiziert. Selbst bei Azoospermie ist die ICSI-Methode möglich: Dazu werden einzelne Spermien aus operativ entnommenem Hodengewebe isoliert und zur Befruchtung des Eies verwendet. Die Aussicht, mithilfe der Intracytoplasmatischen Spermieninjektion ein eigenes Kind zu zeugen, ist selbst bei stark eingeschränkter männlicher Fruchtbarkeit wesentlich höher als gemeinhin angenommen:

**„Die Last der
Behandlung – auch
bei ausschließlich
männlich bedingter
Unfruchtbarkeit –
trägt nach wie vor
die Frau.“**

„Die psychosoziale Beratung sollte von Anfang an Bestandteil jeder Kinderwunschbehandlung sein.“

Nach Daten des dafür in Deutschland zuständigen Registers aus dem Jahr 2015 betrug die Rate an Lebendgeburten pro Embryotransfer nach ICSI fast 32 Prozent. Damit unterscheidet sich die Chance, mithilfe dieser Behandlung ein Kind zu bekommen, nur unwesentlich von der Erfolgsaussicht gesunder junger Paare.

Langfristiger Verlauf

Wir haben in einer Studie Frauen und Männer mit erfülltem beziehungsweise unerfülltem Kinderwunsch zehn bis 14 Jahre nach der in der Heidelberger Universitätsfrauenklinik erfolgten Behandlung befragt. Die Paare, die nach der Behandlung kinderlos geblieben waren, gaben zumeist an, der ungewollten Kinderlosigkeit auch etwas Positives abgewonnen zu haben. Ungewollt kinderlos verbliebene Männer antworteten zumindest tendenziell, dass sich die Qualität der Partnerschaft leicht verbessert habe; Frauen mit unerfülltem Kinderwunsch hingegen berichteten von keiner Veränderung ihrer Partnerschaftsbeziehung. Sowohl Frauen als auch Männer erklärten in beiden Gruppen, dass sich ihre Sexualität über die Zeit hinweg nicht verschlechtert habe. Diese insgesamt beruhigenden Ergebnisse zum langfristigen Verlauf ungewollter Kinderlosigkeit bei beiden Partnern werden regelmäßig zum Inhalt der psychosozialen Kinderwunschberatung –

spätestens dann, wenn es darum geht, einen „Plan B“ zu entwickeln.

Da eine Fruchtbarkeitsstörung immer nur in der Zusammenschau beider Partner ersichtlich wird, sollte der „dyadische Kontext“ von Infertilität auch in der Forschung stets ausreichend berücksichtigt werden. Wie etwa werden Diagnose und Therapie der Fruchtbarkeitsstörung psychisch bewältigt? Aus der Forschung ist bekannt, dass ein aktiv-konfrontierender und lösungsorientierter Stil der Bewältigung für die Betroffenen günstiger ist als ein aktiv-vermeidender, auf das Problem fokussierender Bewältigungsstil. Die Auswertung einer Stichprobe, die wir unter Paaren der Heidelberger Kinderwunschambulanz vornahmen, bestätigte erwartungsgemäß, dass ein vorwiegend aktiv-vermeidender Bewältigungsstil (beispielsweise Schwangeren oder Kindern bewusst aus dem Weg zu gehen) mit einem erhöhten Risiko der Betroffenen einherging, Ängstlichkeit oder Depressivität zu entwickeln. Interessanterweise erwies sich dieser Zusammenhang als noch deutlicher, wenn der jeweilige Bewältigungsstil beim Mann überwog und das entsprechende Risiko der Frau betrachtet wurde. Insgesamt zeigte sich, dass zwischen dem Bewältigungsstil, den der eine Partner pflegt, und dem Wohlbefinden des anderen Partners ein klarer Zusammenhang besteht.

Die Last der Behandlung

Schlussfolgernd ist festzuhalten, dass sich die Diagnose und Therapie nicht allein auf die Frau beschränken darf, sondern dass der Mann – und somit das Paar – eingeschlossen sein muss. Auch heute noch ist es nur unzureichend möglich, die Sterilität des Mannes ursächlich zu behandeln. Es ist deshalb fast immer das Ziel, den Kinderwunsch mit Maßnahmen der „künstlichen Befruchtung“ zu erfüllen. Dabei trägt die Frau ganz überwiegend die Last der Behandlung.

In der psychosozialen Kinderwunschberatung sollte die häufig auftretende Ambivalenz des Mannes, psychosoziale Hilfe zu beanspruchen, aktiv angesprochen werden. Auch der Stellenwert des Kinderwunsches, der jeweils unterschiedlich sein kann, ist vor dem Hintergrund der unterschiedlichen Sozialisation beider Partner zu berücksichtigen. In der Beratung ist darüber hinaus zu akzeptieren, dass es dem Mann häufig schwerer als seiner Partnerin fällt, Gefühle zu identifizieren und zu verbalisieren, und dass er sich womöglich in emotionalen Belangen insgesamt unbehaglicher fühlt. Ist die psychosoziale Beratung von Anfang an fester Bestandteil der reproduktionsmedizinischen Behandlung, ist es kaum ein Problem, beide Partner in der Beratung zu sehen: Rückblickend wird die psychosoziale Kinderwunschberatung von Frau und Mann zumeist gleichermaßen als wichtige emotionale Entlastungsmöglichkeit wertgeschätzt. ●

FROM INFERTILITY TO ASSISTED PREGNANCY

THE MALE PERSPECTIVE

TEWES WISCHMANN & THOMAS STROWITZKI

In the past, men involved in fertility treatments were frequently relegated to the role of partner of the “actual” patient. Today the focus lies on the couple right from the start, in terms of medical diagnosis and therapy as well as psychosocial counselling and research. Doctors and researchers at Heidelberg University Hospital have long supported this couple-oriented approach. But scientists are also increasingly focusing on the men: For decades, Heidelberg psychologists and gynaecologists, endocrinologists and reproductive specialists have investigated how men experience their partners’ fertility treatments.

Their findings show that men and women are more alike in their wish for a child than one might assume: The psychological effects of infertility are usually just as severe for men as they are for women. Fertility treatments frequently lead to a polarisation of the partners – in the long term, however, they tend to strengthen the bond between the parents-to-be. Due to the lack of a successful treatment for male infertility, in vitro technologies are often the only way of fulfilling the wish for a biological child. This means that the burden of treatment – even in cases where only the man is infertile – falls to the woman, while men often find themselves “condemned” to stand by and watch. The Heidelberg researchers conclude that psychosocial fertility counselling for both partners should be an integral part of every therapy. Looking back, men and women appreciate this counselling as an important way of reducing the emotional stress of treatment. ●

“The psychological effects of infertility are usually just as severe for men as they are for women.”

PROF. DR THOMAS STROWITZKI joined Heidelberg University in 1999 as head of the Department of Gynecological Endocrinology and Fertility Disorders of Heidelberg University Hospital. In 2001 he became chairman of the Ethics Committee of the Medical Faculty Heidelberg. Prior to that, his academic career led him to Saarland University and LMU Munich, where he headed the department of reproductive medicine for eight years. In 1994 Thomas Strowitzki received the “Ludwig Fraenkel Prize” of the German Association for Gynaecology and Obstetrics (DGGG) and in 2011 he was awarded the Medal of Honour of the Medical Faculty Heidelberg. In addition, he is an honorary member of the Romanian associations for Gynaecology and Obstetrics and for Assisted Reproduction and a member of the scientific commission “Demographic changes” of the Leopoldina National Academy of Sciences.

Contact: thomas.strowitzki@med.uni-heidelberg.de

DR TEWES WISCHMANN has been an academic staff member and teaching coordinator at Heidelberg University Hospital's Institute for Medical Psychology since 1990 and heads the work group “Gynecological Psychology”. After earning his doctorate in psychology, he completed his training as an analytical psychotherapist in 2001 and in 2005 became Associate Professor of Medical Psychology at the Medical Faculty Heidelberg. Tewes Wischmann has published numerous books and articles on reproductive medicine and fertility disorders. He heads the expert commission “Psychosomatics in Reproductive Medicine” of the Confederation for Reproductive Biology and Medicine and is a founding and honorary member of the German Society for Fertility Counselling. In 2015 he joined a work group of the German Medical Association tasked with drawing up an amendment to the guidelines for assisted reproduction.

Contact: tewes.wischmann@med.uni-heidelberg.de

VATER
MUTTER
KIND

VATER, MUTTER, KIND

ELTERNSCHAFT ALS HERAUSFORDERUNG

THOMAS LOBINGER

Eltern in aktiver Erziehungsverantwortung erscheinen Arbeitgebern vielfach problematisch: Sie sind in zeitlicher Hinsicht oft weniger flexibel und fallen – insbesondere bei kleinen Kindern – häufiger aus. Was passiert, wenn ein Arbeitgeber eine Bewerberin oder einen Bewerber deshalb bei der Besetzung eines Arbeitsplatzes benachteiligt? Bislang ist das vor allem ein Frauen-Thema, denn bekanntlich kümmert sich auch heute noch ganz überwiegend das weibliche Geschlecht um die Erziehung der Kinder und steckt beruflich zurück. Was aber ist, wenn sich das zunehmend ändert und auch Männer Benachteiligungen in Bewerbungsverfahren erleiden, weil sie sich aktiv um ihren Nachwuchs kümmern wollen? Können sie dann auf denselben gesetzlichen Schutz hoffen wie heute Frauen? Der folgende Beitrag geht dieser Frage nach und kommt zu einem bemerkenswerten Ergebnis: Hier herrscht keineswegs Gleichberechtigung – und das zu Ungunsten der Männer.

F

Fall 1: Die werdende Mutter

Nehmen wir an, Frau B bewirbt sich um eine bei einem privaten Arbeitgeber ausgeschriebene Stelle und wird zum Bewerbungsgespräch eingeladen. Hier offenbart sie, dass sie im vierten Monat schwanger ist. Wird sie deshalb in

den weiteren Auswahlrunden nicht mehr berücksichtigt, ist die Rechtslage klar: Nach dem Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz, das auf europäischen Antidiskriminierungsrichtlinien beruht, hat der Arbeitgeber gegen das sogenannte Benachteiligungsverbot verstoßen und Frau B somit Anspruch auf eine angemessene finanzielle Entschädigung. Die Begründung: Frau B wurde bei ihrer Bemühung, eine Anstellung zu finden, unmittelbar „wegen ihres Geschlechts“ benachteiligt. Eine so definierte Benachteiligung liegt nämlich auch dann vor, wenn die Frau wegen Schwangerschaft oder Mutterschaft ungünstiger behandelt wurde. Dies ist in § 3 Absatz 1 Satz 2 des Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetzes explizit festgehalten.

Für den Entschädigungsanspruch von Frau B kommt es dabei weder darauf an, ob schließlich ein Mann zum Zuge

gekommen ist oder ob sich von vornherein sogar nur Frauen beworben hatten – und es ist auch nicht erforderlich, dass Frau B die bestqualifizierte Bewerberin war, sodass man davon ausgehen kann, sie hätte die Stelle bei Nichtberücksichtigung ihrer Schwangerschaft tatsächlich erhalten. Das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz sieht einen Entschädigungsanspruch ausdrücklich auch dann vor, wenn die Bewerberin oder der Bewerber bei benachteiligungsfreier Auswahl nicht eingestellt worden wäre; für diesen Fall wird lediglich ein Höchstbetrag von drei Monatsgehältern für die Entschädigung statuiert. Unerheblich ist für den Entschädigungsanspruch von Frau B schließlich ebenfalls, ob die Entscheidung des Arbeitgebers rein irrational motiviert war, insbesondere also auf veralteten Rollenbildern basierte („Kinder, Kirche, Küche als Bestimmung der Frau“), oder ob dahinter ein durchaus rationaler, insbesondere ökonomischer Beweggrund stand, etwa die Erfahrung eines höheren Ausfallrisikos und geringerer zeitlicher Flexibilität von Arbeitnehmerinnen mit kleinen Kindern.

Fall 2: Der werdende Vater

Variieren wir nun die Szene und stellen uns vor, die Gesellschaft sei in puncto gleichberechtigter Teilnahme am Berufsleben und partnerschaftlicher Wahrnehmung von Erziehungsverantwortung schon ein Stück weiter. Deshalb bewirbt sich nunmehr Herr B um die offene Stelle und offenbart im Vorstellungsgespräch, dass seine Frau in wenigen Monaten das dritte gemeinsame Kind erwarte. Aus dem eingereichten Lebenslauf ist weiterhin ersichtlich, dass Herr B schon bei den ersten beiden Kindern jeweils deutlich mehr als nur zwei Monate Elternzeit genommen hatte.

Wie stellt sich hier nun die Rechtslage dar, wenn der Arbeitgeber diese Informationen zum Anlass nimmt, Herrn B im weiteren Auswahlverfahren nicht mehr zu berücksichtigen? Kann Herr B auf dieselben Ansprüche hoffen wie seine Frau in unserem Ausgangsfall?

Diskriminierung wegen des Geschlechts?

Selbstverständlich darf auch Herr B laut Allgemeinem Gleichbehandlungsgesetz bei der Arbeitssuche nicht wegen seines Geschlechts benachteiligt werden. Genau hier liegt aber das Problem. In der Tat kann es nur einem Mann passieren, dass er benachteiligt wird, weil er ein Kind gezeugt hat – so wie auch nur eine Frau wegen Schwangerschaft benachteiligt werden kann. Allerdings würde man den relevanten Tatbestand völlig verfehlen, ginge man davon aus, dass die diskriminierende Entscheidung des Arbeitgebers tatsächlich an den biologischen Zeugungsakt anknüpft. Auch die Benachteiligung einer Frau wegen Schwangerschaft wird nicht auf dem körperlichen Zustand beruhen, der punktuell im Moment der Arbeitgeberentscheidung besteht, sondern vielmehr auf den rechtlichen und ökonomischen Folgen, die aufgrund der Schwangerschaft für

das Arbeitsverhältnis zu erwarten sind. Die oben zitierte besondere Schutzvorschrift für Frauen wegen Schwangerschaft oder Mutterschaft (§ 3 Absatz 1 Satz 2 AGG) rührt genau daher. Andernfalls bräuchte es eine solche Regelung nicht.

Es wäre also realitätsfern, anzunehmen, der Arbeitgeber benachteilige Herrn B gerade wegen der erfolgten Kindszeugung. Auch hier geht es dem Arbeitgeber bei realistischer Betrachtung allein um die künftigen Folgen der absehbaren Vaterschaft – konkret die Erwartung, dass Herr B beruflich erneut zurückstecken wollen wird, um aktiv Erziehungsverantwortung zu übernehmen. Von einer Benachteiligung wegen des Geschlechts würde man deshalb allenfalls dann ausgehen können, wenn die Entscheidung des Arbeitgebers maßgeblich auf einem veralteten Rollenbild basiert: „Männer, die sich statt um den Beruf um die Kinder kümmern, sind keine richtigen Männer.“ Opfer solcher Vorstellungen kann nur ein Mann werden, so wie umgekehrt eben auch nur eine Frau Opfer der Vorstellung werden kann, Frauen mit Kindern hätten im Berufsleben nichts zu suchen.

Dass der Arbeitgeber im Fall von Herrn B tatsächlich aus derart antiquierten Motiven handeln sollte, ist heute allerdings eher unwahrscheinlich. Näher liegt die Annahme, dass es sich um eine durchaus rationale Diskriminierung handelt, deren Beweggründe hauptsächlich ökonomischer Natur sind: Der Arbeitgeber will einen baldigen Vertretungsbedarf wegen Elternzeit vermeiden sowie überhaupt ein mögliches höheres Ausfallrisiko und geringere zeitliche Flexibilität des neuen Arbeitnehmers. Stehen solche Gründe hinter seiner Entscheidung, fehlt ihr aber ersichtlich jeder Bezug zum Geschlecht. Wie schon der Fall von Frau B zeigt, kann rationale Diskriminierung Frauen ebenso treffen wie Männer. Der Grund für die Benachteiligung liegt hier nicht im Geschlecht, sondern – geschlechtsneutral – in der Wahrnehmung von Erziehungsverantwortung. Eine daran anknüpfende Benachteiligung aber verbietet das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz gerade nicht. Im abschließenden Katalog der verpönten Anknüpfungsmerkmale (Rasse, ethnische Herkunft, Geschlecht, Religion, Weltanschauung, Behinderung, Alter, sexuelle Identität) kommt dieses Kriterium nicht vor.

Analoge Anwendung spezieller Schutzvorschriften?

Für die von Herrn B erhofften Ansprüche sieht es damit erkennbar nicht gut aus. Anders als seiner Frau kann ihm als Mann die in § 3 Absatz 1 Satz 2 des Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetzes formulierte Regelung nicht helfen, nach der eine unmittelbare Benachteiligung wegen des Geschlechts auch bei einer ungünstigeren Behandlung aufgrund von Schwangerschaft oder Mutterschaft vorliegt. Wie die zugrunde liegende europäische Richtlinie beschränkt das Gesetz diese Annahme explizit auf Frauen. Eine entsprechende Vorschrift für Männer bei ungünstigerer

„Der gesetzliche Schutz von werdenden Vätern, die bei Einstellungsentscheidungen benachteiligt werden, ist geringer als derjenige werdender Mütter.“

Behandlung wegen (künftiger) Vaterschaft fehlt. Diese Lücke lässt sich auch nicht dadurch schließen, dass man die aktive Wahrnehmung von Erziehungsverantwortung durch Väter als etwas völlig anderes ansieht als diejenige durch Mütter und so den erkanntermaßen fehlenden spezifischen Bezug zum Geschlecht kurzerhand überwindet. Denn eine solche Argumentation wäre nicht nur spitzfindige Wortklauberei, sondern würde auch dem normativen Grundprinzip gleicher Rechte und Pflichten von Müttern und Vätern bei der Kindessorge entgegenstehen. Das Gesetz spricht diesbezüglich nicht zufällig allein von elterlicher und nicht etwa von mütterlicher oder väterlicher Sorge.

Vor diesem Hintergrund liegt es deutlich näher, über eine analoge Anwendung der speziellen Schutzvorschrift für Schwangere und Mütter zugunsten „moderner Väter“ wie Herrn B nachzudenken. Über den klaren Gesetzeswortlaut hinaus würden damit Männer ebenso behandelt wie Frauen, sofern sie sich nur in einer der geregelten Lage entsprechenden Situation befinden, hier also (werdende) Eltern sind. Die Analogie stellt im Zivilrecht ein grundsätzlich anerkanntes methodisches Mittel dar. Zum Leidwesen von Herrn B kann sie in seinem Fall jedoch nicht zur Anwendung kommen. Schließlich ist der speziell auf Frauen zugeschnittene Schutz weder legislativer Zufall noch Lapsus. Er beruht auf einer bewussten Entscheidung des Gesetzgebers.

Grundlegend hierfür ist eine Leitentscheidung des Europäischen Gerichtshofs aus dem Jahr 1990 (Rechtssache „Dekker“). Hierin stellen die Richter klar, dass Geschlechterdiskriminierung bei schwangeren Frauen nicht etwa deshalb verneint werden kann, weil es dem Arbeitgeber nicht um die Schwangerschaft als solche geht, sondern allein um die zu zahlenden Kosten des Mutterschutzes. Die gesetzgeberische Absicht wird damit auf einen Aspekt beschränkt, der die Einbeziehung von Männern naturgemäß ausschließt – mag das deutsche Gesetz dies anders als die zugrunde liegende EG-Richtlinie auch nicht mehr klar zum Ausdruck bringen. In der Gerichtsentscheidung und der europäischen Richtlinie geht es allein um schwangerschafts- und entbindungsbedingte Mehrbelastungen – nicht aber etwa umfassend um den Schutz vor Benachteiligungen, die durch die aktive Wahrnehmung elterlicher Erziehungsverantwortung erfolgen können. Dieser Aspekt aber kann nur Frauen treffen und weist somit, dem unmittelbaren normativen Zusammenhang entsprechend, auch einen strikten Geschlechterbezug auf.

Würde die Schutzvorschrift analog auf Väter angewendet, würde die ihr zugrunde liegende gesetzgeberische Absicht folglich aber inhaltlich verändert: Der Regelung wäre damit eine Aussage nicht mehr nur speziell zu schwangerschafts- und entbindungsbedingten Belastungen für Arbeitgeber unterstellt, sondern zu sämtlichen Belastungen, die durch

„Die speziell auf Frauen zugeschnittene Schutzvorschrift ist weder legislativer Zufall noch Lapsus.“

erziehungszeitwillige Arbeitnehmer hervorgerufen werden können. Derart umfassend verstanden wäre die Vorschrift aus ihrem bewusst gewählten normativen Kontext der Geschlechterdiskriminierung gelöst – und ihr würde eine neue Schutzrichtung suggeriert: Nicht mehr die Verhinderung einer Diskriminierung wegen des Geschlechts wäre ihr Ziel, sondern wegen Elternschaft. Eine analoge Anwendung kommt somit nicht in Betracht.

Assoziierende oder mittelbare Diskriminierung?

In der Dogmatik des Antidiskriminierungsrechts finden sich noch weitere Konstrukte, die unserem Herrn B zu gleichartigen Ansprüchen wie seiner Frau verhelfen könnten. Erwägen mag man zunächst einen Rückgriff auf das Konzept der sogenannten assoziierenden Diskriminierung. In der Leitentscheidung „Coleman“ aus dem Jahr 2008 hatte es der Europäische Gerichtshof für eine Diskriminierung wegen Behinderung genügen lassen, dass nicht die benachteiligte Arbeitnehmerin selbst behindert war, sondern ihr Kind. Auf dieser Basis ließe sich möglicherweise doch noch die Schwangerschaft der Partnerin für eine Diskriminierung des werdenden Vaters „wegen des Geschlechts“ im Sinne des erwähnten § 3 Absatz 1 Satz 2 des Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetzes heranziehen. Gegen die Übertragbarkeit der Coleman-Doktrin auf unsere Konstellation spricht allerdings, dass anders als eine Behinderung in der Person von Frau Coleman eine Schwangerschaft in der Person von Herrn B bereits naturgesetzlich ausgeschlossen ist. Nicht von ungefähr beschränkt das Gesetz den Schutz vor Benachteiligungen wegen Schwangerschaft oder Mutterschaftsurlaub explizit auf Frauen.

„Ausgerechnet dasjenige Gesetz, das eine Gleichbehandlung der Geschlechter gewährleisten soll, behandelt Männer und Frauen ungleich.“

Aber noch in einem weiteren entscheidenden Punkt divergieren die Fälle. Realistisch betrachtet wird sich die Behinderung ihres Kindes und der daraus resultierende erhöhte Betreuungsbedarf zweifellos auch darauf auswirken, wie leistungsfähig und flexibel Frau Coleman in ihrem Beruf ist. Ihre Mutterschaft mag sie sogar stigmatisierenden Zurechnungen aussetzen, sodass sich die an das behinderte Kind anknüpfenden Benachteiligungen qualitativ kaum mehr von solchen unterscheiden, die auf einer eigenen Behinderung beruhen. Demgegenüber sind es gerade nicht die Zeiträume der Schwangerschaft und des Mutterschutzes, aufgrund derer ein Arbeitgeber den künftigen Vater benachteiligen wird. Denn während dieser Abschnitte droht ja regelmäßig noch kein längerer Ausfall des Erzeugers wegen einer modernen partnerschaftlichen Aufteilung der Betreuungs- und Erziehungstätigkeit. Vielmehr trifft hier die Last zumeist allein den Arbeitgeber der Frau.

Bleibt schließlich noch zu prüfen, ob Herr B möglicherweise als Opfer einer „mittelbaren Diskriminierung“ Ansprüche gegen den Arbeitgeber herleiten könnte. Eine solche Art der Diskriminierung liegt laut dem Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz dann vor, wenn scheinbar neutrale Kriterien herangezogen werden, dadurch aber Personengruppen, die das Gesetz gerade schützen will, in besonderer Weise benachteiligt werden können. Berücksichtigt ein Arbeitgeber

unter den Bewerberinnen und Bewerbern um eine Stelle beispielsweise nur diejenigen, die Wehrdienst abgeleistet haben oder mindestens 1,80 Meter groß sind, liegt eine mittelbare Diskriminierung von Frauen vor. Hier müsste der Arbeitgeber für seine Auswahlkriterien besondere Rechtfertigungsgründe vorbringen können.

Unserem Herrn B ist allerdings auch so nicht zu helfen. In der sozialen Realität sind es nach wie vor ganz überwiegend Frauen, die wegen der Kinder beruflich zurückstecken. Wenn ein Arbeitgeber bei seinen Einstellungsentscheidungen scheinbar geschlechtsneutral an das Merkmal der drohenden Übernahme aktiver Erziehungsverantwortung anknüpfen würde, träfe dies also gerade nicht das männliche Geschlecht. Mittelbar diskriminiert würden hier nach der bestehenden gesetzlichen Regelung allein Frauen.

An unserem Befund für Herrn B würde sich aber selbst dann nichts ändern, wenn die Betreuungs- und Erziehungstätigkeit wie in unserer visionären Variante tatsächlich bereits in der gesamten Gesellschaft weitgehend partnerschaftlich aufgeteilt wäre. Denn in diesem Fall wären die Geschlechter stets gleichartig betroffen, es fehlte also nach wie vor an der notwendigen besonderen Betroffenheit gerade männlicher Bewerber. Nach dem geltenden rechtlichen Konzept der mittelbaren Diskriminierung würden Männer



PROF. DR. THOMAS LOBINGER wurde im Jahr 2004 auf die Professur für Bürgerliches Recht an der Juristischen Fakultät der Universität Heidelberg berufen und hat seit 2006 die Professur für Bürgerliches Recht, Arbeitsrecht und Handelsrecht inne. Er ist Direktor des Instituts für Bürgerliches Recht, Arbeitsrecht und Insolvenzrecht. Der an der Universität Tübingen promovierte (1999) und habilitierte (2003) Rechtswissenschaftler ist ständiger Gastprofessor an der Andrassy-Universität Budapest und stellvertretender Vorsitzender der Individualarbeitsrechtlichen Schlichtungsstelle der Erzdiözese Freiburg. Für seine Verdienste in Forschung und Lehre wurde er mehrfach ausgezeichnet, unter anderem im Jahr 2013 mit dem Ars Legendi-Fakultätenpreis Rechtswissenschaften des Stifterverbands für die deutsche Wissenschaft. Seine Forschungsschwerpunkte sind das bürgerliche Vermögensrecht, das Antidiskriminierungsrecht und das kollektive Arbeitsrecht sowie Methodenfragen.

Kontakt: lobinger@jurs.uni-heidelberg.de

FATHER, MOTHER, CHILD

PARENTHOOD AND THE JOB MARKET – A CHALLENGE

THOMAS LOBINGER

Parents who take an active role in raising their children are frequently regarded as problematic job candidates: They are less flexible with their time and need to stay home more often – especially while their children are small. What happens if these concerns drive an employer to discriminate against female or male job seekers? Many women today experience such discrimination – they are usually the principal child carers and the ones who are consequently forced to compromise on their career. But what if this fact is increasingly changing and men, too, are disadvantaged in the job market because they want to be actively involved in caring for their children? Can they rely on the same legal protection as women? The article explores this question and reaches a remarkable conclusion: In this particular matter, gender equality is a long way off – and this time, it is men who are at a disadvantage.

The author goes on to discuss whether this unequal treatment of expectant mothers and fathers should be allowed to stand, or whether it should be corrected by lawmakers. At first glance, the social relevance of the discrepancy seems small: When it comes to suffering disadvantages in the job market due to being the principal child carer, discrimination against women looks set to remain the dominant subject for a long time to come. Nevertheless, the author argues the case for a correction. He states that current legislation is creating the wrong incentives on the way to a genuinely equal sharing of child-rearing responsibilities between the sexes. This contrasts sharply with the original intention of anti-discrimination laws, which aim at ensuring that all individuals can participate equally in society. ●

PROF. DR THOMAS LOBINGER accepted the Chair of Civil Law at Heidelberg University's Faculty of Law in 2004 and became Professor of Civil Law, Industrial Law and Business Law in 2006. He heads the Institute for Civil Law, Labour Law and Insolvency Law. Thomas Lobinger earned his doctorate (1999) and teaching credentials (2003) at the University of Tübingen. He is a permanent visiting professor at Andrásy University in Budapest and Vice-Chairman of the Arbitration Service for Individual Labour Law of the archdiocese of Freiburg. He has received several awards for his contributions to research and teaching, among them the Ars Legendi Faculty Award for Law of the Association for the Promotion of Science and Humanities in Germany (Stifterverband für die deutsche Wissenschaft). His research interests include civil law, anti-discrimination law, collective labour law and methodological issues.

Contact: lobinger@
jurs.uni-heidelberg.de

“The fact that men are less protected against discrimination sends a fatal message in a society committed to ensuring equal opportunity for the sexes and creates the wrong incentives on the way to a genuinely equal sharing of child-rearing responsibilities.”

in einer entsprechend veränderten sozialen Wirklichkeit also nicht etwa Schutz gewinnen, sondern nur Frauen einen derzeit noch bestehenden Schutz verlieren.

Fazit zum geltenden Recht

Für das geltende Recht gelangen wir damit zu einem bemerkenswerten Ergebnis: Der gesetzliche Schutz von werdenden Vätern, die bei Einstellungsentscheidungen benachteiligt werden, weil der Arbeitgeber befürchtet, sie würden ihre Erziehungsverantwortung aktiv wahrnehmen und beruflich spürbar zurückstecken wollen, ist geringer als derjenige werdender Mütter. Diesen hilft in solchen Fällen eine ausdrücklich Frauen vorbehaltene spezielle Bestimmung des Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetzes. Weil deren Wortlaut gegenüber dem eigentlichen Zweck zu weit geraten ist, schützt diese Regelung dabei vor sämtlichen Benachteiligungen wegen „Mutterschaft“ und nicht nur vor solchen, die aus einer tatsächlich dem weiblichen Geschlecht vorbehaltenen Schwangerschaft beziehungsweise dem Mutterschutz im eigentlichen Sinne resultieren. Knüpft der Arbeitgeber allein an die drohende Übernahme von Erziehungsverantwortung nach dem Mutterschutz an, können Frauen anders als ihre männlichen Partner ferner auch noch von der Figur der „mittelbaren Diskriminierung“ profitieren – zumindest solange Kindererziehung entsprechend der heutigen sozialen Realität überwiegend Frauensache bleibt. Ausgerechnet dasjenige Gesetz, das eine Gleichbehandlung der Geschlechter gewährleisten soll, behandelt Männer und Frauen in diesem wichtigen Punkt also ungleich. Das wird auch nicht etwa an anderer Stelle ausgeglichen. Zwar findet sich in § 18 des Bundeselterngeld- und Elternzeitgesetzes (BEEG) eine Kündigungsschutzregelung für Arbeitnehmer beiderlei Geschlechts – allerdings hilft diese Regelung nur in bestehenden Arbeitsverhältnissen und nicht bei Benachteiligungen im Rahmen von Bewerbungsverfahren.

Handlungsbedarf für den Gesetzgeber?

Abschließend stellt sich die Frage, ob eine solche Ungleichbehandlung von werdenden Müttern und Vätern stehen bleiben kann oder ob sie vom Gesetzgeber – sei es im Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz oder auch im Bundeselterngeld- und Elternzeitgesetz – korrigiert werden sollte. Als Pragmatiker mag man zunächst einwenden, dass sich die soziale Relevanz des erkannten Problems aktuell doch sehr in Grenzen hält. Mit Blick auf die Benachteiligung beim Zugang zu Erwerbstätigkeit, die aus der Übernahme von Erziehungsverantwortung resultiert, dürfte die Diskriminierung von Frauen noch lange Zeit das dominierende Thema bleiben – selbst wenn jüngere gesetzgeberische Anreize dazu geführt haben, dass immer mehr Männer immerhin zwei Monate Elternzeit in Anspruch nehmen. Dies jedoch fällt für Arbeitgeber kaum ins Gewicht.

Indes muss man nicht doktrinär auf dem Prinzip der Rechtsgleichheit und der inneren Widerspruchsfreiheit von Gesetzen beharren, um solche pragmatischen Erwägungen in unserem Fall nicht gelten zu lassen. Schließlich sendet der geringere Diskriminierungsschutz von Männern, die bereit sind, für die aktive partnerschaftliche Übernahme von Erziehungsverantwortung beruflich zurückstecken, gerade unter gleichstellungspolitischen Aspekten ein fatales und kontraproduktives Signal aus. Wenn solche Väter im Hinblick auf ihre Chancen in Bewerbungsverfahren nicht mit demselben gesetzlichen Schutz rechnen können wie die Mütter ihrer Kinder, wird die generelle Bereitschaft von Männern, sich beruflich im Interesse einer echten partnerschaftlichen Lastenteilung einzuschränken, kaum steigen. Gerade das aber sollte doch das Ziel jeder Gleichstellungsgesetzgebung sein: die Schaffung eines rechtlichen Rahmens, der es der Gesellschaft ermöglicht, die notwendigen Änderungen auf dem Weg hin zu einer auch materiell gleichberechtigten Teilhabe der Geschlechter in allen Bereichen von sich aus und ohne äußere Widerstände vorzunehmen. Gesetzgeberische Fehlanreize haben da keinen Platz. ●

„Der geringere
Diskriminierungsschutz
von Männern
sendet ein fatales
und kontraproduktives
Signal aus.“



ALTTESTAMENTLICHE THEOLOGIE
VEREINT IM HIMMEL
VON GÖTTINNEN UND GÖTTERN
MANFRED OEMING

114



MITTELALTERFORSCHUNG
LADIES' CHOICE
AUSDRUCKSFORMEN WEIBLICHER MACHT IM MITTELALTER
JULIA BURKHARDT & IMKE JUST

122



KUNSTGESCHICHTE
JENSEITS VON MANN UND FRAU
KÖRPER ALS BÜHNE
MONICA JUNEJA

130



ROMANISTIK
KOLONIALE ERBLAST
RAUM, GESCHLECHT, ETHNIZITÄT IN KARIBIK UND DIASPORA
ANNE BRÜSKE

140

KAPITEL

W

VEREINT

IM

HIMMEL

VEREINT IM HIMMEL

VON GÖTTINNEN UND GÖTTERN

MANFRED OEMING

Archäologische Ausgrabungen in Israel brachten Erstaunliches zutage: Statuen und bildliche Darstellungen von Göttinnen und Göttern, die die Verehrung sowohl femininer als auch maskuliner Charaktereigenschaften als etwas Göttlichem bereits vor 3300 Jahren belegen. Über die Jahrtausende und den Wandel zum Monotheismus und letztlich zur christlichen Weltreligion hinweg hat das Weibliche seinen Platz im Himmel behaupten können: Die Grundkräfte des Lebens können von einem männlichen Gott allein nicht geschaffen und bewahrt werden.

Im Übergang von der Spätbronzezeit zur Eisenzeit I – also circa 1300 bis 1200 vor Christus – wuchs in Palästina ein neuer Stamm heran: Israel. Die erste bekannte Nennung dieses Stammes findet sich auf einer Siegesinschrift des Pharaos Merenptah aus dem Jahr 1208 vor Christus, der eine Volksgruppe namens Israel vernichtet haben will. Die Religion der Kinder Israels wurde anfangs nur allmählich greifbar, bis heute aber prägt sie theologische Konzeptionen: Über einen Zeitraum von über 1.000 Jahren entwickelte sie sich zu einer Weltreligion.

In ihren Anfängen gehörten zur gelebten Religion der Israeliten mehrere Göttinnen und Götter. Es finden sich Darstellungen der weiblichen Gottheiten Elah, Astarte, Anat, Hathor oder Isis; bei den männlichen Göttern sind es Jahwe, El, Baal, Bes, Moloch oder Kemosch. Dabei handelt es sich zum Teil um lokal angepasste Variationen der ägyptischen, mesopotamischen und syrischen Reichsgötter. Die Erforschung und Interpretation dieser Kunstwerke bietet reiches Material über die damaligen Gottesvorstellungen.

Königinnen und Könige des Himmels

Jahwe ist der Befreier des erwählten Volkes Israel und zugleich der Schöpfer, Bewahrer, Richter und Erlöser der ganzen Welt – so steht es in der hebräischen Bibel. Zu Beginn des Judentums war Jahwe jedoch nur einer von vielen Gottheiten im Reich Juda. Die Kunstwerke zeigen ihn als strammen Kriegs- und Wettergott, der zuständig ist für Segen und Sieg. Oftmals wird er in Verbindung mit einem Stier abgebildet. Jahwe aber existierte nicht allein im Himmel. An seiner Seite befanden sich neben den konkurrierenden Göttern auch Frauen. Diese Göttinnen werden zumeist nackt und in menschlicher Gestalt dargestellt; ihre wichtigsten Attribute sind stark betonte primäre Geschlechtsmerkmale: Die weibliche Scham ist oft energisch hervorgehoben, die Taille sehr eng, die Brüste sind weit und sie werden mit den Händen angehoben, regelrecht vorgezeigt; manchmal berühren die Finger die Vagina und öffnen sie sogar. Viele Göttinnen tragen beschützende Flügel sowie reichen Schmuck. Sie sind umgeben mit floralen Elementen wie Lotosblüten oder dem Lebensbaum. Bisweilen ist der Busen als Nahrungsquelle dargestellt, an der Säuglinge oder auch erwachsene Männer saugen.

„Der Himmelskönigin wollen wir Rauchopfer darbringen, und ihr wollen wir Trankopfer spenden.“

Buch Jeremia

Die Funktionen der Göttinnen sind klar: Sie repräsentieren Schönheit und Sinnlichkeit, Erotik und Fruchtbarkeit. Jedoch sollte man mit schematischen Gender-Zuschreibungen vorsichtig sein, denn die Zuständigkeiten der Göttinnen überschneiden sich teils stark mit denen ihrer männlichen Kollegen. Auch Frauen können zur „Himmelskönigin“ werden und als solche Richterinnen sein und weise Entscheidungen fällen. Sie können sogar Kriege führen und dabei selbst in der Schlacht das Heer anführen. Das Ernähren der Kinder und das Abwehren der Feinde gehören zusammen, ebenso das Verführen und die Kriegsführung. Die Göttinnen der Liebe sind auch die Göttinnen des Kriegs. Beides erfordert Klugheit. So ist das Weibliche in Gott eng verbunden mit der Weisheit, auf Hebräisch *Chochmah*. „Frau Weisheit“ begegnet uns in Gestalt der Anat oder später der Pallas Athene.

Theologischer Kampf

In Israel findet sich verhältnismäßig reiches Material insbesondere aus dem Zeitraum von 1000 bis 500 vor Christus. Vor allem die sogenannten „Pfeilerfigurinen“ waren in dieser Epoche stark verbreitet; Archäologen haben circa 1.000 Exemplare von ihnen gefunden. An den einfachen Tonfigürchen von etwa 25 Zentimetern Höhe fällt besonders die Zurschaustellung der großen Brüste auf. Die Deutung, dass es sich hierbei nur um Spielzeugpuppen handle, überzeugt nicht recht. Wissenschaftliche Arbeiten haben vielmehr gezeigt, dass die Pfeilerfigurinen zumindest auch im Hauskult eine Rolle gespielt haben dürften.

Biblische Propheten kritisierten diese Kulte, besonders die Frauen Jerusalems aber hatten ein sehr positives Verhältnis zu ihren himmlischen „Interessenvertreterinnen“. Sie wehrten sich gegen die prophetische Aburteilung: „Der Himmelskönigin wollen wir Rauchopfer darbringen, und ihr wollen wir Trankopfer spenden, wie wir es getan haben, wir und unsere Vorfahren, unsere Könige und unsere Fürsten, in den Städten Judas und in den Gassen von Jerusalem. Da konnten wir uns satt essen mit Brot, und wir waren glücklich und haben kein Unheil gesehen!“ (Buch Jeremia 44,17). Die Verehrung der Himmelskönigin bringe Wohlstand und Schutz, die Abschaffung ihres Kultes sei dagegen die Ursache des Untergangs Judas, so die Auffassung der Frauen. Mit dieser Argumentation drehten sie Ursache und Wirkung gegenüber den biblischen Geschichtsschreibern um: Die Nicht-Verehrung des Weiblichen war demnach ein Fehler mit schwerwiegenden Konsequenzen.

Offenbar gab es einen theologischen Kampf um das Recht der Göttinnen. Letztlich kam es zu einer Beendigung des Göttinnen-Kults, zu einer Verdrängung, ja Eliminierung der Göttin aus dem Himmel (und der Bibel). Das Alte Testament kam so in den Ruf, besonders misogyn zu sein.



Abbildung 1
Links: Spätbronzezeitliche Tonfigurine aus Aseka, einer Stadt in Juda, von der Lautenschläger Azekah Expedition 2014 unter Leitung von Prof. Dr. Manfred Oeming ausgegraben. Die Figur wird auf das 13. Jahrhundert vor Christus datiert.
Rechts: Umzeichnung eines Ton Siegels, das die syrische Zweiggöttin darstellt. Auffallend sind die stark betonten primären Geschlechtsmerkmale.



Abbildung 2
Pfeilerfigurinen aus Israel, die auf das Jahr 700 vor Christus datiert werden. An den einfachen Tonfigürchen fällt die Zurschaustellung der großen Brüste auf.

Es kann nur einen geben

Nicht Frauenfeindlichkeit war es aber, die zum Verschwinden der weiblichen Gottheiten führte, sondern es handelte sich dabei gleichsam um einen „Beifang“ der großen theologischen Revolution, die sich im Reich Juda vollzog: die des bildlosen Monotheismus. Demnach kann es nur *einen* Gott geben, und dieser Einzige kann und darf durch *nichts* auf der Welt dargestellt werden – so ist es auch in den ersten beiden der zehn Gebote festgehalten. Nicht nur die Göttinnen verschwanden somit, sondern auch die männlichen Gottheiten neben Jahwe, ja die Bilder von Jahwe selbst – denn wenn es nur diesen einen Gott geben kann, dann ist jede andere Gottheit neben Jahwe, egal welchen Geschlechts, nichtexistent. Zusammenfassend lässt sich festhalten: Bei seinem rasanten Aufstieg in Juda saugte Jahwe Zug um Zug alle Gottheiten in sich auf. In diesem alles umgreifenden „inkluisiven Monotheismus“ – ein Begriff, der auf den emeritierten Heidelberger Theologen Manfred Weippert zurückgeht – gab es keinen Platz mehr für irgendeine andere Gottheit. Oder anders gesagt: Jahwe vereinte nach und nach alle Funktionen der bisherigen Spartengötter in sich; Jahwe wurde zu einem Pantheon. Ob es Baal, Moloch oder Kemosch als männliche Götter waren oder aber Aschera, Anat, Maat oder Isis als Göttinnen, Jahwe „schluckte“ sie alle.

In der Zeit zwischen 600 und 500 vor Christus – in der von dem deutschen Psychiater und Philosophen Karl Jaspers sogenannten „Achszeit“ – setzte sich der Monotheismus weithin durch. Die Göttinnen verschwanden also, weil sie in den einen Obergott hinein absorbiert wurden. „Allen Völkern und Königen wird es dann offenbar, dass jene keine Götter sind, sondern Werke von Menschenhand, und dass ihnen keine göttliche Wirkkraft innewohnt“ (Buch Baruch 6,50). Ein in hohem Maße theoretisch durchreflektierter Monotheismus hatte das Feld der biblischen Schriften ergriffen und zensierend durchdrungen. Auch die Archäologie muss objektiv konstatieren, dass es von nun an keine Kultbilder von weiblichen Gottheiten mehr in Juda gab – ihre Produktion war wie abgeschnitten.

Fröhliche Gespielin

Allerdings entspricht die Verehrung der Göttin, das heißt, die Vorstellung, dass die Frau und das Weibliche einen Platz im Himmel innehaben müssen und dass die Grundkräfte des Lebens von einem männlichen Gott allein nicht geschaffen werden können, einem zutiefst menschlichen Bedürfnis. Dementsprechend verschwand das Weibliche nicht einfach, sondern es tauchte in sublimierter Gestalt in den biblischen Texten wieder auf. Aus der erotischen Partnerin und der klugen Richtergöttin wurde eine eher fröhliche Gespielin Jahwes. Wir finden im Alten Testament erstaunliche Sätze, mit denen „Frau Weisheit“ junge Männer zur Nachfolge aufruft: „Ich bin eingesetzt von Ewigkeit her, im Anfang, ehe die Erde war. [...] Als er (Jahwe) die



PROF. DR. MANFRED OEMING folgte im Jahr 1996 dem Ruf der Universität Heidelberg auf eine Professur für alttestamentliche Theologie. Sein wissenschaftlicher Werdegang führte ihn zunächst an die Universität Bonn, wo er 1984 promoviert und 1989 habilitiert wurde. Drei Jahre arbeitete er als Pfarrer in Bonn, bevor er als Hochschulassistent an die Universität Mainz ging und 1993 seinen ersten Ruf an die Universität Osnabrück erhielt. Zu den Schwerpunkten des Theologen in Forschung und Lehre zählen die Geschichtsschreibung in Israel, die zwischentestamentliche Literatur und der jüdisch-christliche Dialog. Manfred Oeming ist Mitglied des Heidelberger Forschungszentrums Internationale und Interdisziplinäre Theologie (FIIT).

Kontakt: manfred.oeming@wts.uni-heidelberg.de

„Ob Baal, Moloch oder Kemosch als männliche Götter oder aber Aschera, Anat, Maat oder Isis als Göttinnen – Jahwe schluckte sie alle.“

Himmel bereitete, war ich da, [...] als er die Grundfesten der Erde legte, da war ich als sein Liebling bei ihm; ich war seine Lust täglich und spielte vor ihm allezeit; ich spielte auf seinem Erdkreis und hatte meine Lust an den Menschenkindern. So hört nun auf mich, meine Söhne!“ (Sprüche Salomos 8,23-32).

Dieser Auszug zeigt: In der Beschreibung des Uranfangs hat die Göttin mit ihrer spielerischen und freudenvollen Kreativität einen festen Platz. Oder anders gesagt: In den Schöpfergott ist die Göttin integriert; der Gott Israels erscheint auch im Bild der Frau; er hat sozusagen weibliche Gene in sich. Aufgrund dieser Mutationen musste das Weibliche nicht aus dem Himmel ausziehen – im Gegenteil: Die Göttin blieb in verwandelter Gestalt wirksam und präsent. Dementsprechend kann es nicht verwundern, dass das Weibliche im Christentum wiederentdeckt wurde. So wie Isis den Horus-Knaben nährt und beschützt, so ist Maria die Nährerin und Beschützerin Jesu.

Heilige oder Göttin?

Schon in der antiken Dogmengeschichte im 5. Jahrhundert wird Maria als „Gottesgebäerin“ (Konzil von Ephesus 431 nach Christus) verehrt und steigt zur *regina coeli*, zur Himmelskönigin, auf. Im Verlauf der mariologischen Dogmenbildungen manifestierte sich darüber hinaus das Bild der Maria als „Mutter der Weisheit“; zum Zeichen ihrer

Internationale und interdisziplinäre Forschungen zur Theologie

Das Forschungszentrum Internationale und Interdisziplinäre Theologie (FIIT) dient der Analyse theologischer- und gesellschaftsrelevanter Themenfelder aus interdisziplinärer Perspektive. Seit seiner Gründung im Jahr 2005 hat das Zentrum neue Formen interdisziplinärer und internationaler Forschung entwickelt. Es vernetzt vierzehn autonome Forschungsbereiche, die von Heidelberger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus der Theologie sowie aus den Geistes-, Lebens- und Naturwissenschaften geleitet werden. Darüber hinaus hat das FIIT ein Netzwerk mit mehr als vierzig forschungsstarken Hochschulen und wissenschaftlichen Instituten weltweit aufgebaut und veranstaltet regelmäßige internationale Konferenzen. Ein besonderes Augenmerk des Zentrums liegt auf der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses. Mit dem Manfred Lautenschläger Award for Theological Promise zeichnet das FIIT jährlich zehn junge Wissenschaftler aus aller Welt für herausragende Doktorarbeiten oder die erste Buchpublikation nach der Promotion aus.

www.uni-heidelberg.de/fiit

UNITED IN HEAVEN

OF GODDESSES AND GODS

MANFRED OEMING

Archaeological excavations sometimes reveal astonishing finds: Buried under layers of earth, researchers in Israel have found images of women and men that actually belong in heaven. They are statues and paintings of goddesses and gods. These works of art testify to the worship of both feminine and masculine character traits as something divine – even in the land of the Bible.

Artefacts like these allow us to trace how perceptions of the women and men in heaven have changed over time. In the beginning, depictions of deities were quite uninhibited. Like other gods of Antiquity, Yahweh, the god of Judah, frolicked with goddesses in heaven – for the blessing and good of his worshippers. However, in the course of half a millennium, these queens of heaven, along with Yahweh's male rivals, increasingly faded into the background, and with the advent of monotheism, official worship of them ended altogether. Whether it was the male gods Ba'al, Moloch and Chemosh or the goddesses Asherah, Anat, Ma'at and Isis – Yahweh absorbed them all.

Still, biblical texts prove that the feminine remained an integral part of God, albeit in altered form. Chokhmah, “Lady Wisdom”, was worshipped as a mediator in Creation, a judge and a teacher within God. With the establishment of the Marian dogmas in the Catholic Church came the understanding that woman would continue to have a place in heaven. The Protestant Church, too, pays much attention to the feminine aspect of God. In spite of changing perceptions through the ages, man and woman remain inseparable on earth as in heaven. ●

PROF. DR MANFRED OEMING has held the chair of Old Testament Theology at Heidelberg University since 1996. His academic career began at the University of Bonn, where he earned his doctorate in 1984 and his teaching credentials in 1989. He worked as a pastor in Bonn for three years, then transferred to the University of Mainz as an assistant professor before accepting his first full professorship at the University of Osnabrück. Prof. Oeming's main research and teaching interests include historiography in Israel, intertestamental literature and the Jewish-Christian dialogue. He is a member of the Heidelberg Research Center for International and Interdisciplinary Theology (FIIT).

Contact: manfred.oeming@
wts.uni-heidelberg.de

**“If there can only be
this one God, then any other
deity, no matter
their sex, is non-existent.”**

„Die Frau und das Weibliche müssen einen Platz im Himmel innehaben; von einem männlichen Gott allein können die Grundkräfte des Lebens nicht geschaffen werden.“

überragenden Klugheit sitzt sie auf dem Thron Salomos. Zunehmend Bestandteil der Frömmigkeit wurde nach dem Dogma von der Unbefleckten Empfängnis (1854) auch die Vorstellung, dass Marias Körper – ob noch lebend oder schon gestorben, ist unklar – vor der Verwesung bewahrt bliebe. Der volkstümliche Glaube spricht von „Mariä Himmelfahrt“. Als Dogma wurde diese Vorstellung im Jahr 1950 von Papst Pius XII. formuliert, wobei er sich auf das Gebot, Vater und Mutter zu ehren, stützte: „Weil nun unser Erlöser der Sohn Marias ist, musste er, der vollkommenste Beobachter des Gesetzes, in der Tat wie den Vater, so auch seine liebe Mutter ehren. Da er ihr die große Ehre erweisen konnte, sie vor der Verwesung des Todes zu bewahren, muss man also glauben, dass er es wirklich getan hat.“ Maria sitzt jetzt im himmlischen Thronrat mit dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist.

Trotz dieser Dogmenbildung besagt die kirchliche Lehrmeinung, dass Maria nur als Heilige verehrt, nicht aber als Göttin angebetet werde. Der Zürcher Theologe Christoph Uehlinger hält diese Auffassung jedoch für eine bloße „Sprachregelung“: „Unter Umständen verehren sie die Gottesmutter stärker als Gott selbst, der so fern und entrückt

scheint, dass die Menschen gar nicht wissen, wie sie mit ihm kommunizieren sollen.“ Auch in der evangelischen Kirche wird dem Aspekt des Weiblichen in Gott gegenwärtig große Aufmerksamkeit gezollt; so gibt es Gebete wie „Mutter unser, die du bist im Himmel“ oder Bibelübersetzungen, die den Gottesnamen bewusst männlich und auch weiblich übertragen.

3.300 Jahre sind seit der Spätbronzezeit bis zur Gegenwart vergangen. Betrachtet man diese lange Zeitspanne unter religionsgeschichtlichem Aspekt, ist eine erstaunliche Konstanz erkennbar: Trotz aller Wandlungen bleibt es dabei, dass Frau und Mann auch im Himmel verbunden sind. ●

LADIES'

CHOICE

LADIES' CHOICE

AUSDRUCKSFORMEN WEIBLICHER MACHT IM MITTELALTER

JULIA BURKHARDT & IMKE JUST

Wirkten adlige Frauen im mittelalterlichen Europa lediglich als Begleiterinnen im „Schatten“ ihrer königlichen Gatten oder verfügten sie über tatsächliche Gestaltungsmacht? Anhand unterschiedlicher Nuancen von Machtausübung zeigen Heidelberger Historikerinnen, dass weibliche Macht im Mittelalter vielfältige Ausdrucksformen kannte. Abhängig von ihrem sozialen Hintergrund und ihrer gesellschaftlichen Position verfügten hochadlige Frauen in den Bereichen Politik, Religion und kulturellem Mäzenatentum sehr wohl über Gestaltungsräume und Wahlmöglichkeiten.



Im Herbst des Jahres 1347 stand Margarete von Holland-Hennegau vor einer richtungweisenden Entscheidung: Rückzug in ein geruhames Witwendasein oder Kampf um die Nachfolge in den traditionell von ihrer Familie beherrschten Gebieten Holland-Hennegau, Seeland und Friesland? Für eine Frau, deren Lebensstationen bis dahin konventionell und vorbestimmt erschienen, war das eine ungewöhnliche Wahlmöglichkeit: Margarete stammte aus bestem Hause, hatte jung König Ludwig IV. geheiratet und mit ihm zehn Kinder bekommen. Diese Eckdaten lassen sie vorrangig als Spielball männlicher Politik, fleißige Produzentin adligen Nachwuchses und dekorativen Anhang ihres Ehegatten erscheinen. Aber Margarete war auch Gräfin von Holland-Hennegau, römisch-deutsche Königin und Kaiserin und verfügte mithin über Regierungserfahrung; sie war eine geachtete Mäzenin und geschickte Netzwerkerin im Kreis

der gesellschaftlichen Eliten ihrer Zeit; ihre exzellente Eheverbindung und ihre strategisch klug verheirateten Kinder bildeten den „Grundstock“ ihres Kapitals als Fürstin.

Margaretes Wirken offenbart eine ganze Vielfalt an institutionalisierten und informellen Ausdrucksformen herrschaftlichen Handelns in Politik, Religion und kulturellem Mäzenatentum. Der Einfluss der Fürstin zeigt sich somit auch in Bereichen, die aus heutiger Perspektive nicht gleich auf die Generierung von „Macht“ schließen lassen, die aber nach mittelalterlichen Maßstäben doch eine wesentliche Legitimierung und Stabilisierung von Herrschaft ausmachen. Inwiefern aber hatten auch andere hochadlige Frauen des Mittelalters aktive Entscheidungs- und Gestaltungsmöglichkeiten, oder anders gefragt: Gab es eine „Ladies' Choice“ oder führten rechtliche und soziale Beschränkungen dazu, dass mittelalterliche Fürstinnen allein sozialen Zwängen unterworfen waren?

Schatten oder Scheinwerferlicht?

Die Untersuchung von Ausdrucksformen weiblicher Macht im mittelalterlichen Europa stellt uns vor verschiedene methodische Herausforderungen. Aufgrund eines Ungleichgewichts der historischen Überlieferung bleibt das Leben zahlreicher Fürstinnen immer noch im Dunkeln: Während wir das politische Handeln hochadliger Frauen zumindest anhand einer gewissen Anzahl von Rechtsdokumenten nachvollziehen können, ist manche fürstliche Tochter nicht einmal namentlich zu identifizieren. Etliche Chronisten konzentrierten sich entweder auf herausragende Ereignisse männlicher Politik oder beachteten nur solche Frauen, die durch Schönheit, Klugheit oder Vermessenheit besonders herausragten. Entgegen gängiger Stereotype waren daher keineswegs alle Frauen musisch interessiert und hinterließen umfangreiche Korrespondenzen oder Privatbibliotheken.

Um die Gestaltungsmacht adliger Frauen dennoch adäquat beschreiben zu können, loten wir unterschiedliche Nuancen von Machtausübung aus: Neben normativen Rahmenbedingungen gehören dazu vermeintliche „soft skills“ königlicher

„Aufgrund eines Ungleichgewichts der historischen Überlieferung bleibt das Leben zahlreicher Fürstinnen im Dunkeln.“

Herrschaft wie zum Beispiel symbolhafte Handlungen, äußere Ausdrucksformen von individueller Frömmigkeit oder Kunstförderung. Auch für klassische Forschungsthemen rund um mittelalterliche Königsherrschaft hat sich eine solche Herangehensweise etabliert: So sorgte die Rezeption sozialwissenschaftlicher Ansätze in der Geschichtswissenschaft für einen stärkeren Fokus auf den kommunikativen Zusammenhang zwischen Herrschern und „Beherrschten“ und mithin auf die Darstellung und zeitgenössische Bewertung politischen Handelns (in Heidelberg zum Beispiel in dem von 2002 bis 2013 geförderten Sonderforschungsbereich 619 „Ritualdynamik“). Die traditionelle Vermutung, wonach die Frau lediglich als Begleiterin im „Schatten“ ihres königlichen Gatten wirkte, möchten wir so durch ein differenzierteres Bild von Ausdrucksformen und Wirkkraft weiblicher Macht ersetzen. Es gilt zu ermitteln, welche Bedeutung mittelalterlichen Herrscherinnen im politischen Alltag zukam und wie diese von den Zeitgenossen bewertet wurde.

Dieses Anliegen verfolgen wir in zwei inhaltlich miteinander verknüpften Ansätzen. Nikolas Jaspert und Imke Just

Forschungen zu Frömmigkeitspraktiken als Machtausdruck

Seit 2015 fördert die Deutsche Forschungsgemeinschaft das Projekt „Dynastinnen und Bettelorden im spätmittelalterlichen Reich. Weibliche Frömmigkeit zwischen Hof, Stadt und Kloster (1250–1400)“ am Historischen Seminar der Universität Heidelberg. Ziel der Forscher ist es, die historische Entwicklung und zeitgenössische Wahrnehmung spezifischer adlig-weiblicher Frömmigkeitspraktiken des Spätmittelalters zu erfassen und diese in ihrer Funktion als Machtausdruck und Herrschaftsmittel zu bewerten. Unter anderem bauen die Historiker hierzu in Zusammenarbeit mit IT-Spezialisten der Universitätsbibliothek Heidelberg eine Datenbank auf, die biographische und frömmigkeitsspezifische Forschungsergebnisse zu spätmittelalterlichen adligen Frauen und Männern speichert, organisiert und dabei schriftliche Quellen und Bildmedien in Verbindung bringt. Die Datenbank „Gender & Piety. Database for Religious Patronage in the Middle Ages“ soll nicht nur gewährleisten, dass die Informationen nachhaltig gesichert sowie dezentral zugänglich und bearbeitbar sind. Vielmehr wird sie als Analysewerkzeug genutzt, sodass es etwa erstmalig möglich ist, eine große Anzahl von Stiftungs- und Schenkungsurkunden miteinander zu vergleichen, systematische Aspekte herauszustellen und diese in Form von Karten und Timelines zu visualisieren. Kooperationen mit Wissenschaftlerteams an weiteren europäischen Universitäten sind bereits eingeleitet, um die Datenbasis zu erweitern und schließlich europaweite interdynastische Vergleiche möglich zu machen.

untersuchen in dem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekt „Dynastinnen und Bettelorden“ die Hinwendung einflussreicher hochadliger Frauen zu den Anfang des 13. Jahrhunderts gegründeten Bettelorden (unter anderem Franziskaner, Klarissen, Dominikaner/innen). Deren spektakulärer Erfolg machte in der lateinischen Christenheit nicht vor den Fürstinnen halt. Öffentlich zur Schau gestellte Frömmigkeit und religiöse Patronage der adligen Frauen wurden von den Zeitgenossen als Manifestationen adäquaten herrschaftlichen Handelns angesehen. Eines der zentralen Anliegen des Projekts ist es, den Einfluss geschlechterspezifischer Aktivitäten im religiösen Bereich auf die Handlungsspielräume spätmittelalterlicher Fürstinnen zu beurteilen.

Fragen nach individueller Partizipation sowie nach Formen und Mitteln politischen Handelns stehen gleichermaßen im Mittelpunkt der Forschungen von Julia Burkhardt. Sie befasst sich unter anderem mit Ausdrucksformen, Ressourcen und Bewertungen der Herrschaft von spätmittelalterlichen Königinnen vornehmlich in Ostmitteleuropa. Dass Themenbereiche wie Frömmigkeit, Spiritualität oder familiäre Traditionen nicht einfach belanglose Privatinteressen von mittelalterlichen Fürstinnen waren, sondern wesentlicher Bestandteil ihrer Politikausübung, zeigt die Synergie beider Herangehensweisen.

Familie und Ehe

Hochzeiten und Krönungsfeierlichkeiten waren die „Initiationsriten“ der adligen Welt des Spätmittelalters: Durch die Verbindung mit ihrem Ehemann wurde der Frau ihre dynastische Aufgabe zugewiesen und in Hochzeits- oder Krönungsfeierlichkeiten wirksam gemacht. Der Weg dorthin folgte klassischen „Spielregeln“: Eine ideale Partie im europäischen (Hoch-)Adel diente politischen Bündnissen, territorialen Erwägungen, einem Zugewinn an Prestige und selbstverständlich dem Reproduktionsbedarf der Familien.

Für die adligen Töchter bedeutete die Eheschließung in den meisten Fällen eine lange Reise durch Europa, zu ihnen fremden Gatten und Höfen. Im Zuge der Anbahnung einer Ehe bot sich den meisten Frauen allerdings kaum eine Wahl. Dennoch belegt eine ganze Zahl von zeitgenössischen Berichten, dass Töchter sich dem elterlichen Willen auch verweigern und eine eheliche Verbindung oder einen bestimmten Partner ablehnen konnten. Geradezu klassisch sind Fälle, in denen die Frauen entschieden, lieber in ein Kloster einzutreten, wie beispielsweise Barbara von Wittelsbach (1454-1472), die sich bei einem Hochzeitsangebot eine Frist von drei Tagen erliefte und sich schließlich zum Verbleib im Münchener Klarissenkloster entschloss und den „himmlischen Bräutigam“ wählte. Wie unversöhnlich sich Eltern und Töchter gegenüberstehen konnten, zeigt der tragische Fall Elisabeths von

Österreich: Diese war 1336 eher bereit, sich zu Tode zu fasten, als den ihr fremden Zar von Serbien zu heiraten.

Die Feier hochrangiger Eheverbindungen bot beiden Partnern die Möglichkeit, familiären Ruhm, Wohlstand wie auch politische Ambitionen öffentlichkeitswirksam darzustellen. Ähnlich wie heute waren auch die großen dynastischen Heiratsfeierlichkeiten des Mittelalters gesellschaftliche Großereignisse, die den Rang von Besuchern und Gastgebern offenlegten. Als 1475 Herzog Georg „der Reiche“ von Bayern-Landshut die polnische Prinzessin Hedwig heiratete, sollten die nach der langen Anreise der reich ausgestatteten Braut durchgeführten Feierlichkeiten gleich mehrere Tage dauern und die Elite des Landes zusammenführen. Bis heute übt diese Hochzeit eine immense Anziehungskraft aus und wird alljährlich in Landshut als aufwendiges historisches Spektakel nachgespielt.

Machtressourcen

Anders als beispielsweise auf der Iberischen Halbinsel gab es in weiten Teilen Europas keine „Herrschaft aus eigenem Recht“ für Frauen. Sie mussten deshalb ganz unterschiedliche „Machtressourcen“ für sich in Anspruch nehmen: rechtliche und finanzielle Verfügungsgewalt, soziale Kontextbedingungen wie der Hof und seine Adligen oder symbolische Ressourcen wie die gezielte Nutzung von dynastischen Traditionen. Unmittelbar nach der Hochzeit wurde eine Frau von ihrem Mann mit einem Witwengut ausgestattet, das ihren Lebensunterhalt im Ernstfall sichern sollte. Zahlreiche Fürstinnen verstanden es überdies, durch Gütererwerb ihre materiellen Grundlagen erheblich zu erweitern. Nicht jede hochadlige Frau verfügte jedoch automatisch über stattliche Mittel: Individueller Einfluss und Wirkmacht konnten sich je nach Abstammung und Kontext erheblich unterscheiden.

Isabella von Aragon (1300/2-1330) startete eigentlich mit den besten Voraussetzungen für ein einflussreiches Fürstinnenleben in ihre Ehe mit dem Habsburger Friedrich „dem Schönen“: Sie kam aus einem europäischen Königshaus, verfügte über exzellente finanzielle Mittel, und ihr Mann wurde 1314 sogar zum König gewählt. Sein Konkurrent Ludwig IV. von Wittelsbach allerdings auch. Es folgten Jahre der militärischen Auseinandersetzungen, der anfängliche Reichtum schwand, 1322 wurde Isabellas Mann gar von Ludwig gefangen genommen. Aus Briefen der „verhinderten“ Königin wissen wir einerseits um ihre unglückliche Situation, lernen die Fürstin aber auch als eine gut informierte Akteurin kennen, die ihr familiäres Netzwerk zur Unterstützung ihres Gatten geschickt einzusetzen wusste. Isabellas beliebteste Waffe war jedoch ihre tiefe Frömmigkeit, die sie geschickt zu ihrem Gewinn einsetzte: zum einen lehnte sie ihre eigene religiöse Praxis an die von zeitgenössischen weiblichen Heiligen an, führte Wallfahrten, Selbstkasteiungen und strenge Fastenzeiten



DR. JULIA BURKHARDT ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Heidelberger Akademie der Wissenschaften und Mitglied des Zentrums für Europäische Geschichts- und Kulturwissenschaften der Universität Heidelberg (ZEGK). 2008 schloss sie ihr Studium der Mittlere und Neueren Geschichte, Politikwissenschaft und Osteuropäischen Geschichte an der Ruperto Carola ab, wo sie 2011 auch promoviert wurde. Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören Formen und Strukturen der politischen Kultur im Spätmittelalter (unter anderem politische Versammlungen, weibliche Herrschaft), die mittelalterlichen Königreiche Ostmitteleuropas sowie die Geschichte der Bettelorden. Gegenwärtig arbeitet sie an einer Edition des „Bienenbuchs“ (Thomas von Cantimpré: „Bonum universale de apibus“), einer im 13. Jahrhundert entstandenen dominikanischen Exempelsammlung.

Kontakt: julia.burkhardt@zegk.uni-heidelberg.de

„Frömmigkeit und Spiritualität waren nicht belangloses Privatinteresse von Fürstinnen, sondern wesentlicher Bestandteil ihrer Politikausübung.“

durch. Zum anderen investierte sie einen Großteil ihres Vermögens in einen Anbau an die Wiener Minoritenkirche, den sie ihrem kurz zuvor heiliggesprochenen Onkel Ludwig von Toulouse widmete. Auf diese Weise wurde auch aus Religion eine Machtressource: Isabella betonte ihren persönlichen Stellenwert in ihrer habsburgischen „Ankunftsfamilie“, indem sie Frömmigkeit und heilige Verwandtschaft sichtbar zur Schau stellte. Zugleich verschaffte sie ihrem Mann quasi „dynastisches Kapital“, denn in der Außenwirkung zeichneten der Familienheilige und die Vorbildlichkeit Isabellas die Habsburger als für die Herrschaft besonders geeignet aus.

Dass politischer Einfluss nicht nur an die Person des Ehemannes gebunden war, zeigen zahlreiche Beispiele von Witwen, die als Regentinnen für ihre minderjährigen Kinder agierten. Bemerkenswert ist das Beispiel der Elisabeth von

Luxemburg (1409–1442), die beim Tode ihres Mannes Albrecht II. im Jahr 1439 hochschwanger war: Als Königin von Ungarn lenkte sie die Geschicke des Landes nicht nur eigenständig, sondern beanspruchte mit großem Selbstbewusstsein auch das Erbe für ihren Sohn Ladislaus, der wegen seines Geburtszeitpunkts „Postumus“, der Nachgeborene, genannt wurde. Immer wieder berief sie sich dezidiert auf die politischen Traditionen ihrer eigenen Familie, namentlich ihres Vaters, Kaiser Sigismund von Luxemburg. Symbolisch gipfelte Elisabeths planvolles Agieren in der Entwendung der ungarischen „Stephanskron“, welche die Königin in einer abenteuerlichen Nacht-und-Nebel-Aktion über die Donau nach Wien bringen ließ, um sie vor der adligen Opposition in Sicherheit zu bringen. Obwohl es Elisabeth nicht gelang, ihren Sohn Ladislaus in unmittelbarer Erbfolge zu etablieren, weil der ungarische Adel einen zweiten König wählte, übte sie bis zu ihrem Tod die königlichen Rechte aus.

Image auf dem Prüfstand

In ihrem höfischen Lebensumfeld prägte die mittelalterliche Fürstin das adlige Selbstverständnis und dessen Repräsentation: Sie personifizierte Schönheit und edles Benehmen und fungierte als Anerkennungsinstanz der maskulinen Ehre. Verbunden damit waren moralische Erwartungen, die die Erziehung und Bildung der adligen Frauen bestimmten: Demut, Bescheidenheit, Treue. Die in diesen Idealvorstellungen implizierte Passivität prägte die Bewertung weiblichen Handelns und führte zu einer intensiveren Unterscheidung adliger Herrschaft in eine männliche und eine weibliche Sphäre.

Deutlich wird dies zunächst an den Beispielen jener Frauen, welche auf „vollkommene Weise“ die an sie gestellten Erwartungen erfüllten. So galt Philippa von Hennegau (1314–1369), die Schwester der eingangs vorgestellten Margarete und Ehefrau des englischen Königs Eduard III. (1312–1377), als Inbegriff der „guten Königin“: Zu diesem Bild trug nicht nur Philippas Position als Mutter und Erzieherin von zwölf Kindern bei, sondern auch ihre von Zeitgenossen gepriesene Frömmigkeit und Milde – Eigenschaften, die 1347 auf dramatische Weise demonstriert werden sollten: Nachdem Eduard III. die französische Hafenstadt Calais erobert hatte, überreichte ihm eine Gruppe lokaler Bürger die Schlüssel zur Stadt, um ein englisches Massaker in Calais zu verhindern. Zum Schutz der Bürgerdelegation vor der Hinrichtung habe sich die hochschwangere Philippa, so die zeitgenössischen Beobachter, flehend vor ihrem Mann auf die Knie geworfen – mit Erfolg! Interventionen wie diese trugen ganz maßgeblich dazu dabei, dass Fürstinnen als Reflexionsfläche zeitgenössischer Normvorstellungen zum „Gesicht“ einer erfolgreichen Königsherrschaft oder Dynastie wurden. Besonders deutlich wurde dieser Mechanismus, wenn das Image der Herrscherin dasjenige ihres Mannes zu ergänzen oder gar zu vervollständigen vermochte und

LADIES' CHOICE

EXPRESSIONS OF FEMALE POWER IN THE MIDDLE AGES

JULIA BURKHARDT & IMKE JUST

Were noblewomen of medieval Europe just a decorative accessory for their royal spouses or did they actually have the power to influence policy? To answer this question, we analyse the activities of noblewomen in the late Middle Ages by highlighting the variety of institutionalised and informal expressions of female agency in politics, religion and cultural patronage. In historical research, these aspects have often been neglected or only partially taken into account. In the view of medieval contemporaries, however, noblewomen were considered essential components of rulership, contributing much to its legitimisation and stabilisation.

Our method challenges the traditional hypothesis depicting the princesses and queens as acting in their spouse's "shadow" and aims at replacing it with a more nuanced depiction of expressions and impact of female power. To accurately evaluate this set of issues, we examine and compare noblewomen of different origin, rank, and economic conditions, combining a broad range of sources, such as administrative records, religious artefacts and personal correspondence. We analyse the normative framework of female power, including legal and social conditions or the impact of gender stereotypes. In this way, we intend to determine the princesses' and queens' potential to actively participate in political and social decision-making. ●

DR JULIA BURKHARDT is a post-doc researcher at the Heidelberg Academy of Sciences and Humanities and a member of Heidelberg University's Centre for European Historical and Cultural Studies (ZEGK). She graduated from Heidelberg University in 2008 with a degree in medieval and modern history, political science and East European history and went on to earn her doctorate in 2011. Her research interests include the forms and structures of political culture in the late Middle Ages (e.g. political assemblies and female rule), the medieval kingdoms of East Central Europe and the history of the mendicants. She is currently working on an edition of the "Book of Bees" (Thomas of Cantimpré's *Bonum universale de apibus*), a Dominican exempla collection dating back to the 13th century.

Contact: julia.burkhardt@zegk.uni-heidelberg.de

IMKE JUST graduated from Ruhr-Universität Bochum in 2013 with a Master of Education in history, German studies and educational studies. In 2015 she became a research assistant at Heidelberg University's Department of History. Her research focuses on the history of mendicant orders and medieval piety, the gender history of the Middle Ages, depictions of royal and imperial power and the history of dynasties and the nobility. She is currently working on her doctoral thesis within the context of the DFG project "Queens, Noblewomen and Mendicants in Late Medieval Germany. Female Piety in Court, Town and Monastery (1250–1400)".

Contact: imke.just@zegk.uni-heidelberg.de

“We want to replace the image of women as a decorative accessory of their royal spouses with a more nuanced depiction of the expressions and impact of female power.”

„Fürstinnen konnten zum ‚Gesicht‘ einer erfolgreichen Königsherrschaft oder Dynastie werden.“

somit das Königspaar als „Handlungsgemeinschaft“ in den Blick der Zeitgenossen rückte.

Wenn bestimmte Rollenerwartungen verletzt wurden, konnte das Ansehen einer Herrscherin aber auch nachhaltig Schaden nehmen. Dies illustriert eindrucksvoll das Beispiel Margaretes (1318-1369), der Erbin der Grafschaft Tirol. Mithilfe ihrer Räte entschied sich die Fürstin gegen ihren ersten Ehemann Johann Heinrich von Luxemburg, nachdem er sie von der Herrschaft ausgeschlossen hatte. Infolge des veritablen Ehestreits verwehrte Margarete ihrem Mann nicht nur den Zugang zur heimischen Burg, sondern verwies ihn sogar des Landes. Ihre Wiederheirat im folgenden Jahr brachte ihr und ihrem zweiten Gatten schließlich den päpstlichen Bann ein. Margaretes wiederholtes Überschreiten gängiger Normgrenzen provozierte die zeitgenössische Propaganda zu Angriffen auf ihre Tugend – ihre Sexualmoral wurde infrage gestellt – und zu Diffamierungen ihres Aussehens; diese haben sich im Schmähnamen „Margarete Maultasch“ und sogar in Teilen der historischen Forschung bis heute erhalten.

Weibliche Macht im Mittelalter kannte vielfältige Ausdrucksformen. Abhängig von ihrem sozialen Hintergrund und ihrer gesellschaftlichen Position verfügten hochadlige Frauen mit Machtressourcen in den Bereichen Politik, Religion und kulturellem Mäzenatentum sehr wohl über Gestaltungsräume und Wahlmöglichkeiten. Dies zeigte sich auch im Falle der Margarete von Holland-Hennegau: Gegen den Widerstand ihrer Zeitgenossen setzte sie die Regentschaft in ihren Erbländen durch. Wirkmächtig liegt sie deshalb auch nicht an der Seite ihres Ehemannes Ludwig in der Münchner Frauenkirche bestattet, sondern in der Tradition ihrer gräflichen Vorfahren in der Kirche des Franziskanerklosters von Valenciennes. ●



IMKE JUST schloss im Jahr 2013 ihren Master of Education in den Fächern Geschichte, Deutsch und Erziehungswissenschaften an der Ruhr-Universität Bochum ab. Seit 2015 arbeitet sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Historischen Seminar der Universität Heidelberg. Zu ihren Forschungsinteressen zählen die Geschichte der Bettelorden und der mittelalterlichen Frömmigkeit, die Geschlechtergeschichte des Mittelalters, Formen der Herrschaftsrepräsentation sowie Adels- und Dynastiegeschichte. Gegenwärtig arbeitet sie im Rahmen des DFG-Projekts „Dynastinnen und Bettelorden im spätmittelalterlichen Reich. Weibliche Frömmigkeit zwischen Hof, Stadt und Kloster (1250–1400)“ an ihrer Dissertation.

Kontakt: imke.just@zegk.uni-heidelberg.de

Geschichte und Kultur Europas und der Neuen Welt

Das 2005 gegründete Zentrum für Europäische Geschichts- und Kulturwissenschaften (ZEGK) ist ein Zusammenschluss von fünf Heidelberger Instituten: dem Historischen Seminar, dem Institut für Fränkisch-Pfälzische Geschichte und Landeskunde, dem Institut für Europäische Kunstgeschichte, dem Institut für Religionswissenschaft sowie dem Musikwissenschaftlichen Seminar. Ziel der Wissenschaftler am Zentrum ist es, die Geschichte und die kulturellen Errungenschaften Europas und der Neuen Welt vom Frühmittelalter bis in die heutige Zeit zu erforschen. Durch den Zusammenschluss im ZEGK verstärken sie dabei ihre Kooperationen, nutzen Synergieeffekte und gewinnen in Lehre und Forschung an interdisziplinärer Kompetenz.

www.uni-heidelberg.de/fakultaeten/philosophie/zegk

JENSEITIS VON MANN UND

FRAU

JENSEITS VON MANN UND FRAU

KÖRPER ALS BÜHNE

MONICA JUNEJA

Porträts an indischen Mogulhöfen der Frühmoderne weisen eine überraschende Besonderheit auf: Ob Frauen oder Männer abgebildet werden, ist oft kaum zu unterscheiden. Damit stehen die Gemälde in deutlichem Gegensatz zu Beschreibungen in verschriftlichten Überlieferungen und Texten, in denen zum Beispiel die Körperlichkeit des idealen Herrschers mit machtvollen männlichen Attributen charakterisiert wird. Die gemalten Darstellungen konzentrieren sich demgegenüber darauf, die Schichtzugehörigkeit und die Insignien der Macht jenseits von Individualität und Geschlecht zu visualisieren: Der Körper wird zur Bühne.



In seinen Memoiren, dem „Jahangirnama“, beschrieb der junge indische Herrscher der Moguldynastie (1526–1857), Jahangir, seinen Vater Akbar folgendermaßen: „Er war von einer Statur mittlerer Größe. Er hatte einen Teint in der Farbe von Weizen und schwarze Augen und Augenbrauen. Sein Gesichtsausdruck war strahlend und er hatte die Gestalt eines Löwen, einen breiten Brustkorb und lange Hände und Arme. Über seinem linken Nasenloch befand sich ein sehr schönes fleischiges Muttermal, ungefähr so groß wie eine halbe Kichererbse.“

Während der geschriebene Text körperliche Details und die Besonderheiten der Gestalt ausdrücklich aufzählt, enthalten uns bildliche Darstellungen Akbars und auch der nachfolgenden Mogulherrscher diese individuellen Merkmale erstaunlicherweise vor. Wenn sie Gesichter malten,

trugen die Künstler in den Werkstätten des Hofes mehrere Schichten Gouache auf, sie glätteten die Oberfläche, als ob sie jeden Gefühlsausdruck unterdrücken wollten. Dieses Phänomen veranlasste den französischen Reisenden François Bernier im 17. Jahrhundert dazu, die Fertigkeiten der Mogulmaler als „äußerst mangelhaft [...] im Ausdruck des Gesichts“ zu kritisieren. Wie können wir einen solchen Transformationsprozess erklären, in dessen Verlauf eine anschauliche sprachlich gefasste Darstellung statisch und gleichsam erstarrt wirkt, wenn sie im Bild dargestellt wird? Und wie kann es sein, dass indische Künstler in ihrer Malerei auf so zentrale Charakteristika wie das Geschlecht wenig oder kein Gewicht legen?

Der Mann, der das Rad dreht

An den Kaiserhöfen Nordindiens war bis in das 16. Jahrhundert hinein das gängige Format, um die Attribute eines die ideale Männlichkeit verkörpernden Monarchen zu beschreiben, ausschließlich die gesprochene oder geschriebene Sprache. Entsprechende Textquellen sind voll von ikonographischem Inhalt, der allerdings nie in eine bildhafte Darstellung übersetzt wurde. Universale Herrschaft durch gemalte Porträts darzustellen, war die Folge einer transkulturellen Verflechtungsgeschichte, geformt durch kulturelle und künstlerische Strömungen aus dem islamischen Westen und Zentralasien sowie durch aus Europa eintreffende Bilder und Gegenstände.

„Porträts dienen dem Zweck, die Einzigartigkeit eines Menschen darzustellen – nicht so an den Mogulhöfen Nordindiens, wo ihnen ganz andere Aufgaben zugeschrieben wurden.“

Das Herrscherporträt wurde als Genre zunehmend beliebter, konnte jedoch die jahrhundertealte Texttradition nicht vollständig verdrängen, die vielmehr als rhetorischer Fundus erhalten blieb.

Zu den einflussreichen ikonographischen Texten gehört die in Sanskrit verfasste Abhandlung „Citralakshana“ (Eigenschaften von Bildern) aus dem 6. Jahrhundert. Ihr Verfasser Nagnajit beschreibt hierin detailliert die körperlichen Attribute („Lakshanas“) hochrangiger Männer, insbesondere des „Cakravartin“, des universalen Herrschers (wörtlich: der das Rad drehende Meister): „Der Oberarm des Meisters der Männer ist symmetrisch wie der Schwanz eines Stieres; wenn er aufrecht steht, berühren beide Hände die Knie.“ Die Nägel sollten laut Nagnajit die Form des Halbmondes haben, „von roter Farbe sein und glänzen, illuminiert wie die Pupillen der Augen“, seine Zähne gleichmäßig geformt und dicht nebeneinanderstehend, „makellos, fest umrissen und weiß leuchtend, weiß wie Perlen, wie Kuhmilch, wie der Stamm des Lotos, wie ein Haufen Schnee“. Der große Mann, der das Rad dreht, sollte dargestellt werden „mit dem Gang des Königs der Elefanten [...], der Stärke eines Königs der Löwen, der Majestät eines Königs der Wildgänse“.

Vorgaben für die Visualisierung des idealen heldenhaften Körpers wurden in einer reichen Auswahl normativer Texte quer über islamische und Hindu-Traditionen hinweg verbreitet. Wenn man sie liest, fragt man sich: In welchem Maße war ein Porträt ein rein „bildhaftes“ Phänomen? Wie haben

Transkulturelle Studien im Fokus

Das Heidelberger Centrum für Transkulturelle Studien (HCTS) ist eine im April 2014 eröffnete zentrale Einrichtung der Universität Heidelberg am Karl Jaspers Zentrum. Basierend auf den Strukturen, die der Exzellenzcluster „Asien und Europa im globalen Kontext“ geschaffen hat, vernetzt es herausragende Wissenschaftler aus der ganzen Welt und aus allen Fachrichtungen, um einen interdisziplinären Dialog mit Fokus auf den Dynamiken globaler transkultureller Prozesse zu fördern.

Am HCTS sind fünf Professoren tätig, deren Forschungsarbeiten die konventionellen Fach- und Ländergrenzen überschreiten. Das Zentrum bietet ein Master- und ein Promotionsprogramm in Transkulturellen Studien an und stellt darüber hinaus bis zu acht zeitlich befristete Fellowships (von sechs Monaten bis zu zwei Jahren) bereit, die an Wissenschaftler aus allen Fachbereichen, vor allem aber aus den Geistes- und Sozialwissenschaften, vergeben werden.

www.hcts.uni-hd.de

die Künstler diese im Text vermittelten Traditionen verarbeitet? Warum haben Text und Bild so unterschiedliche Funktionen übernommen? Sollten sie sich bewusst ergänzen angesichts der Tatsache, dass in der höfischen Gesellschaft die meisten Betrachter gemalter Porträts auch mit den Texttraditionen vertraut waren? Wie sind die Maler mit den Spannungen umgegangen, die sich aus den verschiedenen Vorgaben bezüglich der Darstellung der körperlichen Merkmale des perfekten Herrschers ergaben? Und schließlich: Wie haben sie auf den Naturalismus reagiert, den sie in europäischen Bildern vorfanden?

Geschenke aus Europa

Der diplomatische Austausch zwischen den Reichen Europas und Asiens im 16. Jahrhundert sorgte dafür, dass gemalte Porträts aus Europa Zugang zu den Höfen Südasiens fanden. Es handelte sich um sogenannte Medaillon-Porträts, deren handliche Größe ihnen Intimität verlieh und ihre bequeme Zirkulation förderte. In Europa waren solche Porträts hauptsächlich als Reaktion auf die Wiederentdeckung alter klassischer Münzen seit der Renaissance verbreitet. Gleichzeitig bezogen sie sich auf mittelalterliche Traditionen religiösen Schmucks; sie erschienen in Form von Gemmen oder waren mit Edelsteinen umfasst. Angesichts der Faszination, die Juwelen an den Mogulhöfen hervorriefen, gehörten Medaillon-Porträts zu den beliebtesten Geschenken, die Diplomaten aus Europa dem indischen Herrscher darboten.

Das symbolische Potenzial dieser Porträts in Miniaturform wurde von den Herrschern der Mogulzeit genutzt und erweitert. Im Jahr 1582 stellte sich der Mogulkaiser Akbar selbst als Führer einer neuen religiösen Sekte dar, bekannt als „Din-i Ilahi“, die auf das Gedankengut der Sufi und Hindu sowie auf Zoroastrische Philosophien zurückgriff. Als Teil der Initiierung sollte ein höfischer Schüler seinen Turban abnehmen als Zeichen dafür, seinen Stolz abzulegen, sich vor dem Herrscher niederwerfen und von diesem wiederaufgerichtet werden. So wurde er würdig, ein Abbild Akbars an seinem Turban zu tragen. Das Medaillon-Porträt wurde damit zu einem Medium, einen inneren Kreis loyaler Adliger von unterschiedlicher ethnischer Herkunft und Religionszugehörigkeit an die Person des Kaisers zu binden. Unter Akbars Nachfolgern lösten sich die Medaillons von ihrer spezifisch religiösen Bedeutung; sie zu tragen, war aber weiterhin Ausdruck der Loyalität gegenüber dem Herrscher und dem politischen System, das durch ihn repräsentiert wird.

In den folgenden Jahrzehnten bis Mitte des 16. Jahrhunderts konnten sich die gemalten Porträts an den Herrscherhöfen Nordindiens etablieren. Ihre Herstellung stellte die bis dahin beliebteren erzählenden Genres wie historische Epen mengenmäßig in den Schatten. Der Hofchronist Abu'l Fazl beschrieb ihre Rolle so: „Sie verleihen denjenigen, die verstorben sind, neues Leben und versprechen die Unsterblichkeit denjenigen, die noch am Leben sind“.

**„Gemalte
Gesichter
indischer Herr-
scher weisen
eine Qualität
auf, die der
von Gottheiten
nahekommt:
distanziert,
flach, ikonisch
und undurch-
schaubar.“**

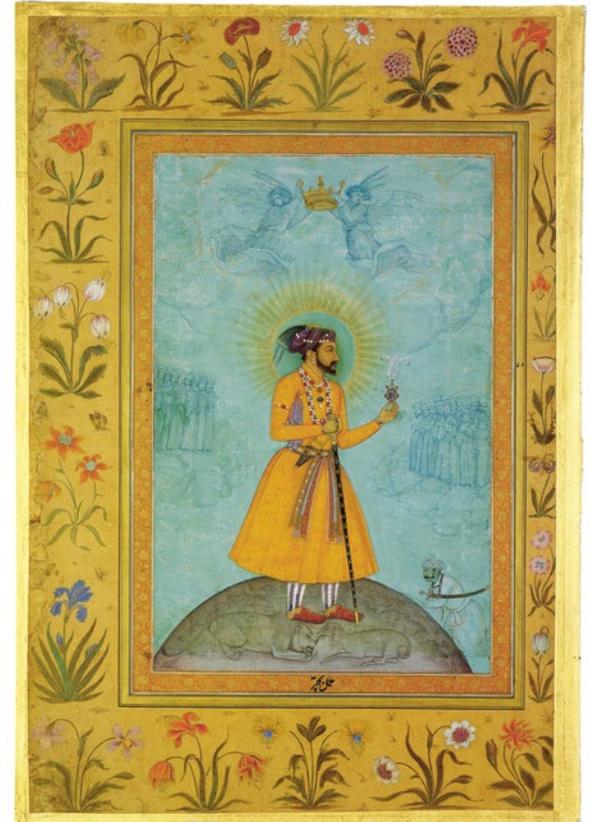


Abbildung 1
Porträt des Kaisers Shah Jahan,
circa 1630, gemalt von Bichitr,
Dublin, Chester Beatty Library.

Gesichtslose Porträts

Unserer Forschung steht heute ein reichhaltiger Bestand an gemalten Porträts nordindischer Herrscher zur Verfügung. Der überwältigende Eindruck, den diese Darstellungen hinterlassen, ist der einer formelhaften Visualisierung, die leicht erkennbaren Konventionen folgt: eine einzeln stehende oder sitzende Figur, Gesichter im Profil, der Torso gedreht in eine Dreiviertel-Ansicht, beide Füße sind sichtbar, während die Aufmerksamkeit des Betrachters auf die Hände gerichtet wird, die eine Geste einfangen oder einen Edelstein, eine Blume, eine Kugel, einen Globus oder ein Ahnenporträt

Austauschprozesse zwischen Asien und Europa

Der Exzellenzcluster „Asien und Europa im globalen Kontext“ ist ein interdisziplinärer Forscherverbund an der Universität Heidelberg. Etwa 200 Wissenschaftler analysieren Austauschprozesse zwischen Kulturen, die von Migration und Handel bis hin zu Leitbegriffen der Sprachen und Strukturen des Staates reichen. Eine zentrale Frage ist, in welchen Dynamiken sich kulturübergreifende Prozesse sowohl zwischen als auch innerhalb von Asien und Europa entwickeln. Damit untersuchen die Forscher ein Spannungsfeld von historischer Tiefe, das zugleich von aktueller Bedeutung für die globalen Wandlungsprozesse unserer Zeit ist.

Die rund 80 Forschungsprojekte des Exzellenzclusters sind in den folgenden vier Forschungsbereichen organisiert: „Regierungskunst & Verwaltung“, „Öffentlichkeit & Medien“, „Wissenssysteme“ und „Geschichte & Kulturerbe“. Überdies wurden fünf Lehrstühle eingerichtet, darunter die bundesweit erste Professur für globale Kunstgeschichte, zwei Start-up-Professuren sowie mehrere Nachwuchsforscherguppen. Zur Ausbildung und Förderung von jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern bietet der Cluster den englischsprachigen Masterstudiengang „Transcultural Studies“ sowie das Graduiertenprogramm für Transkulturelle Studien an. Insgesamt promovieren am Cluster mehr als 100 Nachwuchswissenschaftler.

Der Cluster wurde 2007 im Rahmen der Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder gegründet und war 2012 erneut in der zweiten Runde der Exzellenzinitiative erfolgreich. Der Forscherverbund wird über die Förderzeit der Exzellenzinitiative hinaus im Heidelberger Centrum für Transkulturelle Studien (HCTS) wirken, das im April 2014 eröffnet wurde. Zu den internationalen Partnern gehören die Chicago University, Oslo University, Universität Zürich, Jawaharlal Nehru University und Kyoto University.

www.asia-europe.uni-heidelberg.de

halten. Die Kulissen sind unterschiedlich: Hintergrund ist entweder der Hof, wobei die Person auf einem mit Edelsteinen verzierten Thron sitzt, oder ein symbolischer Hintergrund, oft ein undefinierter Raum zwischen Himmel und Erde (Abbildung 1 auf Seite 133). Eine einfachere, einfarbig gehaltene Fläche in Seladon-Grün oder in Braun bleibt den Porträts von Höflingen als Hintergrund vorbehalten.

Durchgängig ist der Verzicht auf Individualisierung durch den Gesichtsausdruck, wie es François Bernier beobachtet hatte. Um die Einordnung zu ermöglichen, werden Zeichen mit narrativer Funktion auf den Körper, auf Accessoires, Symbole, Gebärden oder die Pose übertragen. Dabei wird auf ein Reservoir normativen Materials zurückgegriffen, das die materiellen Attribute der Person je nach Rang festlegte, sodass ein Porträt die Zuordnung und Wiedererkennung aufgrund jener Eigenschaften ermöglichte, die dem Stand und dem Rang entsprachen. Das Porträt an den Mogulhöfen Nordindiens war somit keine bezeichnende Abbildung – nur zusätzliche Beschriftungen machen es möglich, die dargestellte Person zu identifizieren; vielmehr schien es die Funktion zu haben, einen normativen Inhalt zuzuweisen, anzumahnen und zu übertragen. Es galt weniger, mit dem Akt des Porträtierens die Persönlichkeit des Modells zu ergründen als dieser Person einen Namen zu geben und eine Zuschreibung vorzunehmen.

Gezähmte Emotionen

Wie können wir die Dynamik dieser besonderen Ästhetik erfassen? Es handelt sich um eine Ästhetik, die die Individualisierung und die Emotionen zähmt – etwa wenn eine graphische Linie das Gesicht umfasst und zum Ausdruck gebrachte Gefühle einebnet, auch wenn die Formen der Gesichter durch feine Schatten, Kräusel und Falten sichtbar werden. Für Mogulherrscher und ihre Künstler war ein grundlegender normativer Rahmen durch die Vorschriften der „Firasa“ gegeben – der alten Wissenschaft der Physiognomie, die das Verhältnis zwischen inneren und äußeren Erfahrungen definierte. Nur auserwählte Individuen waren demnach mit der Gabe visuellen Scharfsinns begnadet und in der Lage, die innere Wahrheit zu erkennen: Herrscher besaßen die spezielle Fähigkeit des visuellen Urteilsvermögens über die oberflächliche Erscheinung hinaus, und diese Fähigkeit war gleichzeitig eine wichtige Voraussetzung für den perfekten Herrscher.

Quellen aus der Mogulzeit verbinden diese grundlegende Fähigkeit, den inneren Charakter über die äußere Erscheinung zu bewerten, mit der perfekten Rechtspflege durch einen universalen Monarchen. Der Herrscher hatte es demnach nicht nötig, sich auf mündliche Zeugenaussagen zu verlassen, er konnte die innere Wahrheit „von der Stirn ablesen“. Ideale Tugenden wurden nach diesem Regelwerk losgelöst von ihren Erscheinungsformen, und

„Die Zugehörigkeit zu einem Geschlecht ist kein entscheidendes Merkmal.“

demnach mussten auch gemalte Porträts keinen Zugang zu Innerlichkeit gewähren. Der Mäzen, für den sie angefertigt wurden, würde sie losgelöst von der künstlerischen Leistung interpretieren, während allen anderen Betrachtern ihre begrenzte Fähigkeit zur Beurteilung des Charakters vor Auge geführt würde.

Die Urteilsfähigkeit des Herrschers selbst entsprang dabei einer zerebralen Quelle, die nicht auf seinem Gesicht oder seinem Körper geschrieben stand. Der distanzierte und nicht fokussierte Blick auf seinem Abbild ist eine Bestätigung hierfür. Die durchgängige künstlerische Wahl des Profils zeigt ein Gesicht, das man anschauen kann, das aber nie zurückblickt, nie eine Persönlichkeit enthüllt, die Anzeichen der Entfaltung oder unvollständiger Kontrolle aufweisen könnte. Gemalte Gesichter bekamen allgemein eine visuelle Qualität, die der von Gottheiten nahekommt: distanziert, flach, ikonisch und undurchschaubar – hervorgerufen durch starkes Übermalen und Polieren. Die Asymmetrie der Augen, die dem Profilbild eigen ist, entleert den Akt des Betrachtens einer sinnlichen Verzauberung.

Körper vor Gesicht – Schicht vor Geschlecht

Statt den Porträtierten und seine Eigenschaften über die Darstellung des Gesichts erfahrbar zu machen, griffen die Künstler auf andere Elemente und visuelle Strategien zurück. Der Fokus verschob sich vom Kopf zum Körper, der nunmehr zur Bühne der Ideale wurde: körperliche Zähigkeit, Mut, Furchtlosigkeit auf der einen Seite und das Ideal der Weltlichkeit, Kennerschaft und des Weltbürgertums auf der anderen. Auch hier wird einerseits das Wechselspiel zwischen Texten und visuellen Praktiken deutlich wie andererseits die Spannungen und Unterschiede zwischen beiden Darstellungsformen, die insbesondere die Darstellung von Körperlichkeit und Geschlechtlichkeit sowie das Verhältnis von Mann und Frau betreffen.

Text: Im frühen 17. Jahrhundert stellte ein iranischer Migrant am Mogulhof, Muhammad Baqir Najm-i Sami, aus persischen, arabischen und indischen Quellen eine Reihe von Ideen und Maximen zusammen, die die Eigenschaften kultivierter Adliger beschrieben. Baqirs Sammlung mit dem Namen „Mau'izah-i Jahangiri“ (Mahnungen des Jahangir) enthält Bekleidungsregeln und Merkmale des idealen männlichen Körpers im Gegensatz zum weiblichen Körper. Eine der Eigenschaften idealer Männlichkeit war demnach eine starke Taille. Sie symbolisierte die allzeitige Bereitschaft zu Kampf und Heldentaten und war in einer militärischen Kultur, die vor allem an die außerordentliche Bedeutung reitlicher Fähigkeiten sowie den Einsatz schwerer Waffen vom Pferd aus gebunden war, von großer Bedeutung. Baqirs Kompendium stellte die starke männliche Taille der „schwachen Taille“ gegenüber, die für Kraftlosigkeit und niedere Tätigkeiten stand und häufig mit Frauen in Verbindung gebracht wurde.

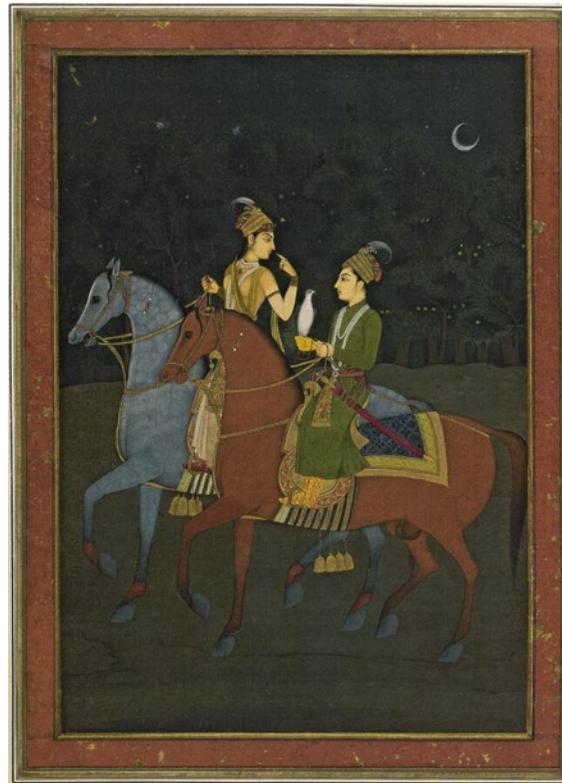


Abbildung 2
Der Herrscher der Provinz Malwa, Baz Bahadur, und seine Geliebte Roopmati, circa 1730, unbekannter Maler. Oxford, Bodleian Library.

Bild: Gemalte Porträts von adligen Männern und Frauen geben die Sprache der Unterschiede zwischen den Geschlechtern, wie sie in Baqirs Texten festgehalten werden, nicht wieder. Die Darstellung von Männern und Frauen durch Hofkünstler ist überraschend ähnlich, häufig sogar austauschbar. Beide sind durch fast identische Konturen der Körper charakterisiert, gleichermaßen umrissen durch transparente Textilien, die gleichen feinen Gesichtszüge, Kleider aus Seide, Satin, opulenten Brokatstoffen und feinem Musselin. Beide Geschlechter teilen eine Vorliebe für Perlen und Edelsteine (Abbildung 2). Adlige Männer wie auch Frauen aus diesen Schichten sind üblicherweise mit einer Blume, einem Edelstein oder einem Spiegel in der Hand abgebildet, mit einer Geste, die die Aufmerksamkeit auf die Hände als Merkmal der Kultiviertheit lenkt. Die Geschlechtszugehörigkeit scheint in Bezug auf körperliche Attribute kein entscheidender Faktor der Differenzsetzung zu sein. Vielmehr wird das Einende betont, und das ist die



PROF. DR. MONICA JUNEJA übernahm im Jahr 2009 die Professur für Globale Kunstgeschichte im Exzellenzcluster „Asia and Europe in a Global Context“ der Universität Heidelberg. Inzwischen ist diese Professur am Heidelberger Centrum für Transkulturelle Studien (HCTS) angesiedelt. Zuvor forschte und lehrte sie an der Universität Delhi, Indien; Gastprofessuren führten sie zudem nach Wien, Hannover, Atlanta und Zürich. Im Zentrum ihres Forschungsinteresses stehen Austauschprozesse zwischen Europa und Indien. Monica Juneja beschäftigt sich mit den Praktiken beider Kulturräume in der visuellen Darstellung, den disziplinaren Bahnen der Kunstgeschichte in Südasien, der Genderdarstellung und politischen Ikonographie im modernen Frankreich sowie der Schnittstelle zwischen Christianisierung, religiösen Identitäten und kulturellen Praktiken des frühneuzeitlichen Südasien.

Kontakt: juneja@asia-europe.uni-heidelberg.de

Zugehörigkeit zur Schicht. So wird im Gemälde statt auf die Geschlechterdifferenz der Blick auf die klare Identifizierung und Unterscheidung der sozialen Klassen gelenkt.

Der aristokratische Körper, egal ob männlich oder weiblich, transportiert die Ideale des „Nazaqat“ und des „Tahzib“, der Feinheit des Auftretens und der Höflichkeit. Damit unterscheidet er sich deutlich von dem des Arbeiters oder der Arbeiterin, wie sie sorgfältig in Miniaturen wie zu den Bauarbeiten der Festung Agra dargestellt wurden. Körperhaltung, Gang und Stellung der Männer und Frauen, die Lasten tragen, Sandsteinblöcke über eine Rampe transportieren, Nägel einschlagen, um einen großen Steinblock zu spalten, oder auf ihrem Gesäß sitzen, während sie Ziegel auslegen oder Kalk anrühren, werden durch die Arbeitsabläufe gegliedert. Beobachtungen werden in piktographische Formeln eingearbeitet, Codes, wie ein kurzer gedrungener Torso, übermäßiger Körperumfang, angespannte muskulöse Arme sprechen eine deutlichere Sprache als der Gesichtsausdruck, der ebenfalls eher formelhaft die Differenzierung im Vergleich zum Gesicht des Adligen in Hautfarbe und größerer Beschaffenheit zeigt (Abbildung 3a/3b).

Einordnung des Fremden

Ein Bestandteil der visuellen Strategie, den Fokus vom Gesicht zum Körper zu verschieben, bestand darin, eine Verbindung zwischen Körper und einem materiellen Objekt herzustellen, das bestimmte Werte repräsentiert. Weltbürgertum, Kennerschaft, Zugang zu Luxus und der Habitus kultivierter Konsumption ließen sich auf diese Weise visualisieren. Für die politische Kultur am Hof der Mogulherrscher im 16. und 17. Jahrhundert waren Handel und diplomatischer Austausch mit Regionen in Europa, der osmanischen Türkei und Zentralasien prägend. Texte der Mogulzeit bestätigen das Reisen als eine Aktivität, die dem Höfling wahrhaftiges Wissen über Völker, Orte und Waren vermittelt. Die Fähigkeit, Güter als Kenner zu bestellen und zu probieren, war Teil des kulturellen Ethos der Herrscherhöfe in ganz Asien. Ein solches Ethos postulierte eine enge Verbindung zwischen Wohlstand und Tugend und diente so als Legitimation zum Erwerb und Besitz von Waren in Abgrenzung zu dekadentem Luxus.

In den gemalten Porträts aus der Zeit der Moguldynastien lässt sich eine spürbare Verbindung zwischen fremdländischen Gegenständen und der Darstellung des idealen Körpers beobachten. Der Körper als Bild wurde zur Bühne, auf der materielle Objekte und Luxusgüter ausgestellt wurden. Dabei waren die vielfältigen Gegenstände, die ihren Weg aus fremden Ländern an die Herrscherhöfe im Norden Indiens fanden, nicht selten eine Quelle diplomatischer Irritation: Von Pferden und Sklavinnen bis zu Edelsteinen, Textilien, Spiegeln, Kruzifixen, Landkarten und Gemälden waren sie in eine kulturelle Praxis des Schenkens einbezogen, die nicht immer den Wert- und

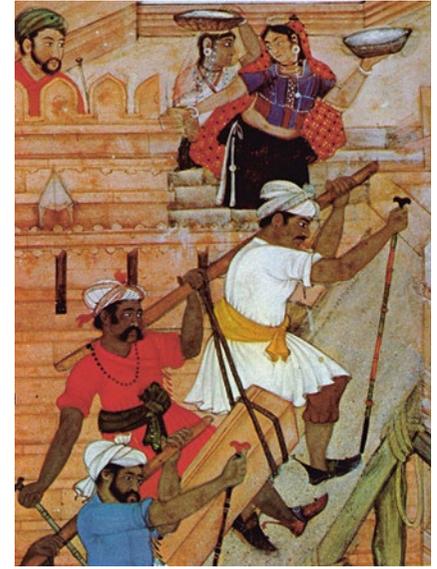
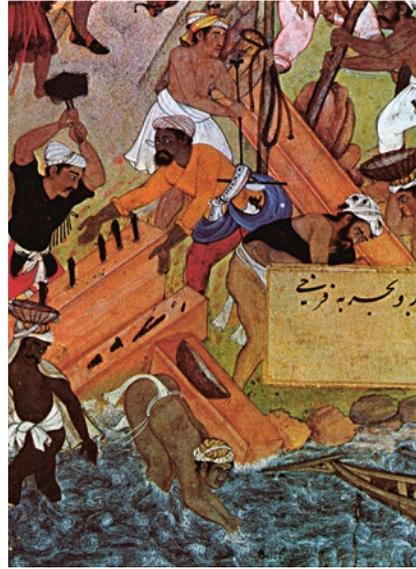


Abbildung 3a/3b
Bauarbeiter an der Festung Agra
aus der Handschrift „Akbarname“,
zwei Details, circa 1590. London,
Victoria and Albert Museum.

„Visuelle Strategie der
Künstler war es,
den Fokus vom Kopf
zum Körper
zu verschieben.“

BEYOND MALE AND FEMALE

THE BODY AS A STAGE

MONICA JUNEJA

Portraits painted at North Indian Mughal courts during early modern times reveal an intriguing quality: the portrayal of men and women is remarkably similar, often even interchangeable. Equally striking is the eschewal of individualisation and a suppression of emotion when painting faces. Instead, the images focus on making a person's affiliation to a social stratum visible – and in the case of imperial portraits, strive to illustrate the ruler's claim to universal kingship including values such as cosmopolitanism, connoisseurship, access to luxury and the habits of cultivated consumption. To this end, the artists resorted to narrative signs that they transferred to the bodies of the depicted, to accessories, symbols, material properties, gestures or poses.

Canonical writings in art history define portraits as a genre whose function it was to depict a unique human being by capturing individual appearance as well as revealing interiority. A study of North Indian portraits illustrates their potential to fulfil different tasks in new contexts. Such a reconfigured use of painted portraits emerges through a history of transcultural relationships shaped by cultural and artistic movements from the Islamic West and Central Asia and from Europe. The appropriation of the portrait at Indian Mughal courts of the early modern period apparently involved negotiating tensions between multiple normative structures, on the one hand, and new painting practices, on the other.

This example sensitises us to the multitude of processes that can unfold between agents, text and image traditions, and material objects – beyond oppositions like mere “diffusion” or definite rejection. An art history that seeks to develop a global perspective is therefore called upon to rethink its concepts so as to be able to plausibly accommodate cultural plurality and differences within a framework of transcultural exchange. ●

PROF. DR MONICA JUNEJA joined Heidelberg University in 2009, when she accepted the Chair of Global Art History of the “Asia and Europe in a Global Context” Cluster of Excellence. The chair has since been transferred to the Heidelberg Centre for Transcultural Studies (HCTS). Prof. Juneja previously conducted research at the University of Delhi, and had visiting professorships at the universities of Vienna and Zurich and at Emory University, Atlanta. Her research focuses on exchange processes between Europe and India. Prof. Juneja investigates the practices of visual representation in the two cultural contexts, the disciplinary trajectories of art history in South Asia, gender and political iconography in modern France and the interface between Christianisation, religious identities and cultural practices in early modern South Asia.

Contact: juneja@asia-europe.uni-heidelberg.de

“Portraits are conventionally meant to depict the uniqueness of an individual – at the Mughal courts of North India, they acquired a different set of functions. In these portraits, men and women were seen as remarkably similar, even interchangeable.”

„Eine Kunstgeschichte, die sich global ausrichtet, ist herausgefordert, ihre Begrifflichkeit immer wieder neu zu reflektieren.“

Prestigemaßstäben der Mogulcodes entsprachen und somit Unsicherheiten auslösten. Eine Art, mit der Alterität eines Gegenstandes umzugehen, schien seine bildhafte Eingliederung zu sein. Diese stellt so zum einen eine Antwort auf die dem Fremden innewohnende Faszination dar und dient zum anderen dem Erkennen und der Positionierung des Eigenen im Verhältnis zum Fremden und der Definition des Machtgefüges.

Ein Gegenstand, der sich auf bemerkenswerte Weise eignete, Machtbeziehung zu verkörpern und in diesem Prozess eine klare ideologische Botschaft zu transportieren, war der Globus. In seinem ursprünglichen europäischen Kontext stand er für Rationalität, intellektuellen Fortschritt und territoriale Expansion. An seinem neuen Ort aber diente er einem anderen Zweck: Der Globus war ein effektives Mittel der Darstellung von Lobsprüchen und Titeln des Mogulherrscher wie „Jahangir“ (der Weltergreifer) und „Shah Jahan“ (der Weltherrscher) und damit seines Machtanspruches und funktionierte darüber hinaus auch als Brücke zwischen islamischen und hindukosmologischen Schöpfungskonzepten.

Die Bedeutung des neu verorteten Globus wird inszeniert durch die unverkennbare Verbindung, die das Gemälde zwischen dem Körper des Königs – dem intimsten Teil des Selbst – und dem fremden Gegenstand herstellt. Porträts von Mogulkaisern zeigen den Herrscher entweder auf einem Globus stehend, diesen in Händen haltend, ihn einem Nachfolger als Teil der Übertragung der Souveränität überreichend oder sitzend mit den Füßen fest auf dem Erdball: mit „der Welt unter den Füßen“ (Abbildung 4). Mit anderen Worten: Ein Gegenstand, der ursprünglich in den Bereich des Intellekts gehörte, wurde als Fortsetzung des kaiserlichen Körpers dargestellt, um so das Machtverhältnis umzugestalten, das dieser Gegenstand ursprünglich verdeutlichen sollte.

Anforderungen an die Kunstgeschichte

Das gängige Begriffslexikon der Kunstgeschichte beschreibt die Gattung des gemalten Porträts zu Beginn der Moderne als die Darstellung eines einzigartigen Menschen, eines Individuums, die sein Äußeres wie auch seine Innerlichkeit für den Betrachter über bildhafte Eigenschaften erkennbar macht. Wie das Beispiel der Porträts in nordindischen Hofkulturen zeigt, wurden diesem Genre in anderen Kontexten jedoch ganz andere Aufgaben zugeschrieben – losgelöst von der Visualisierung individueller Merkmale, insbesondere auch von Kategorien wie Frau oder Mann. Die Aneignung des gemalten Porträts an den Mogulhöfen in der Frühmoderne bedeutete einen Aushandlungsprozess zwischen multiplen normativen Strukturen einerseits und neuen Bildpraktiken andererseits. Dabei blieb der Akt des Betrachtens eines Porträts einer grundlegenden Asymmetrie verhaftet: Sowohl die für die Verbildlichung des idealen

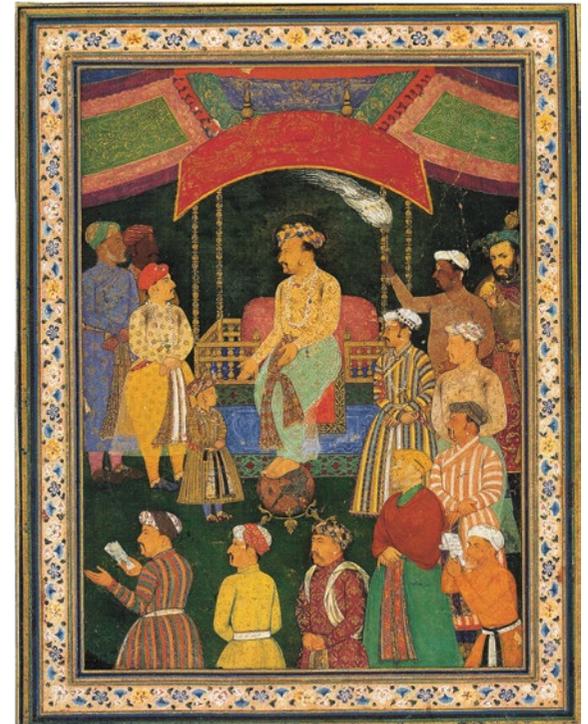


Abbildung 4
Hofszenen mit Jahangir, circa 1615,
gemalt von Abu'l Hasan.
Washington DC, Freer Gallery of Art.

Menschenbildes bevorzugt genutzte Darstellung in der Form des Profils als auch die Undurchdringlichkeit gemalter Gesichter schloss die Begegnung mit dem Betrachter aus. Das Gemälde erlaubt keinen Kontakt der Blicke und bezieht seine Wirkung aus der ungelösten Spannung der Suche nach Gegenseitigkeit und dem einer bildlichen Darstellung innewohnenden Bedürfnis nach Kommunikation.

Dieses Beispiel kann uns sensibilisieren für die Vielfalt von komplexen Beziehungen, die sich zwischen Akteuren, Text- und Bildtraditionen sowie materiellen Objekten ereignen – jenseits von Gegensätzen wie etwa offensichtlicher Durchdringung oder eindeutiger Ablehnung. Eine Kunstgeschichte, die sich global ausrichtet, ist damit herausgefordert, ihre Begrifflichkeit immer wieder neu zu reflektieren. Nur so kann sie der Pluralität der Erfahrungen, die Transformationen in kulturellen Austauschprozessen mit sich bringen, gerecht werden. ●

KOLONIALE

ERBLAST

KOLONIALE ERBLAST

RAUM, GESCHLECHT, ETHNIZITÄT IN KARIBIK UND DIASPORA

ANNE BRÜSKE

In den USA ist in den vergangenen Jahrzehnten eine lebendige karibische Diasporaliteratur entstanden, die die Frage nach nationaler und kultureller Zugehörigkeit verhandelt. Wie und wo sich die Autorinnen und Autoren vor dem Hintergrund ihrer dominikanischen Wurzeln in dem neuen Umfeld verorten und welche Herausforderungen dieser Prozess mit sich bringt, wird durch das literarische Zusammenspiel von Geschlecht, Ethnizität und Raum erfahrbar gemacht. Die Romane ermöglichen den Lesenden dabei einen Blick auf dominikanischen und US-dominikanischen Raum, der ein exotisierendes Karibikbild zukorrigieren vermag – und sie geben uns eine Lektion über das Fortwirken von Kolonialismus und Imperialismus.

P

**“Pa’ fuera! His mother roared.
And out he would go,
like a boy condemned, to spend
a few hours being
tormented by the other boys –
Please I want to stay,
he would beg his mother, but
she shoved him out –
You ain’t a woman to be staying
in the house – one hour,
two until finally he could slip
back inside unnoticed,
hiding himself in the upstairs
closet, where he’d read by
the slat of light that razored
from the cracked door.
Eventually, his mother rooting
him out again: What
carajo is the matter with you?”**

Junot Díaz, *“The Brief Wondrous Life of Oscar Wao”*

Mit den Worten „Raus! [...] Du bist keine Frau, die im Haus bleiben kann“, maßregelt die illegal in die USA eingewanderte Mutter den jugendlichen Anti-Helden des Bestsellerromans *„The Brief Wondrous Life of Oscar Wao“* (2007). Oscar ist weder ein begnadeter Baseballspieler, Bachata-Sänger oder Playboy, wie es sich für einen ‚typischen‘ dominikanischen Jungen gehören würde, sondern ein adipöser, stubenhockender und buchverrückter „Ghetto-Nerd“, der in New Jersey sein tristes Dasein fristet. Was bringt Beli, seine Mutter, dazu, ihren Sohn derart zurechtzuweisen? Belis Schelte lässt sich als Ruf nach Korrektur einer verunglückten Performanz dominikanischer Geschlechterrollen

lesen, die sich in der zitierten Szene mit Raum und Räumlichkeit verknüpft: Das Hausinnere ist ein in erster Linie den Frauen vorbehaltener Raum der Zuflucht, während Männer sich der Straße stellen müssen.

Junot Díaz’ Pulitzer-Preis-gekrönter Roman ist nur ein Beispiel dafür, wie Raum und dessen Wahrnehmung in der zeitgenössischen US-karibischen Diasporaliteratur durch Geschlechterrollen und ethnische Zugehörigkeit geprägt wird. Auch zahlreiche weniger bekannte US-dominikanische Romane der letzten 20 Jahre inszenieren das Zusammenspiel von Raum, Geschlecht und Ethnizität, so etwa *„Geographies of Home“* (1999) von Loida Maritza Pérez, *„Song of the Water Saints“* (2002) von Nelly Rosario oder *„Soledad“* (2001) und *„Let It Rain Coffee“* (2006) von Angie Cruz. Indem sie sich derart zentralen alltagsbestimmenden Themen widmen, verhandeln diese englischsprachigen Romane von Schriftstellerinnen und Schriftstellern mit dominikanischem Migrationshintergrund die Frage nach der nationalen und kulturellen Zugehörigkeit der aktuellen karibischen Diasporagemeinschaften in den USA zwischen Entwurzelung und Neuverortung, De- und Reterritorialisierung. Die Texte befinden sich dabei nicht nur in einem Spagat zwischen kulturellen und nationalen Zugehörigkeiten, sondern balancieren auch widersprüchliche Ansprüche an sie aus: zum einen bedienen sie die Nachfrage nach kultureller Differenz auf dem US-amerikanischen und globalen Buchmarkt. Zum anderen wollen sie ein häufig von kolonialen und imperialistischen Stereotypen verzerrtes Bild der Karibik und ihrer Diaspora korrigieren.

Die besondere gesellschaftliche Relevanz der karibischen Diasporaliteratur und damit ihrer Analyse liegt darin, dass sie erfahrbar macht, wie Raum innerhalb der US-karibischen Bevölkerungsgruppen und im Kontakt mit der US-amerikanischen Mainstreamgesellschaft geschlechtlich und ethnisch strukturiert wird. Jene US-karibischen Bevölkerungsgruppen, die als nur schwer in den „melting pot“ integrierbar gelten, sind vor allem in den letzten 50 Jahren entstanden – und zwar im Zuge der zunehmend transnationalen, afrokaribisch geprägten und mehrheitlich weiblichen Einwanderung aus dem „Hinterhof der USA“, nämlich Puerto Rico, Kuba, der Dominikanischen Republik und Haiti.

Die Texte spiegeln allerdings nun gerade nicht die Lebenswirklichkeit der US-karibischen Bevölkerungsgruppen unmittelbar wider. Vielmehr hinterfragen sie als literarische Kunstwerke räumliche Zugehörigkeiten und die Konzeption von nationalem Raum als ein territorial definiertes Behältnis. Diese Konzeption wird durch die diasporisch-transnationalen Praktiken der dominikanischen Bevölkerungsgruppen aufgeweicht und durch ein relationales Verständnis vom Raum ersetzt. Auch

wenn durchaus fraglich sein mag, inwieweit die Texte die Diaspora, aber auch die Karibik selbst repräsentieren, leisten sie damit einen Beitrag zur Produktion von lebensweltlichem Raum: Sie prägen unser alltägliches Verständnis von Raum maßgeblich mit und sorgen dafür, dass wir Raum – diasporisch-karibischen Raum im Besonderen und nationalen Raum im Allgemeinen – durch die Lektüre dieser Texte anders wahrnehmen.

Auf welche Weise wird nun Raum in der Literatur von Schriftstellerinnen und Schriftstellern dominikanischer Abstammung, die in der US-amerikanischen Diaspora leben, konkret erfahrbar gemacht – und mit welchem Ergebnis? Die folgenden Abschnitte sind der besonderen Struktur der Texte gewidmet, in denen sowohl die USA als neuer Lebensmittelpunkt als auch die Dominikanische Republik als Ursprungsort verhandelt werden. Außerdem wird die geschlechtliche und ethnische Prägung bestimmter Teilräume wie Straße und Wohnhaus beleuchtet, die in diesen Texten zum Ausdruck kommt und die sich fortwährenden kolonialen Strukturen verdanken.

Alte und neue Heimat

Vor dem transnationalen Hintergrund von Schriftstellerinnen und Schriftstellern wie Junot Díaz (*1968) oder Nelly Rosario (*1972), die entweder als Kinder nach New York City oder New Jersey gekommen oder bereits dort geboren sind, verwundert es nicht, dass ihre Texte überwiegend beide Kulturräume – sowohl die Dominikanische Republik als auch die USA – in den Blick nehmen. Häufig nutzen die Autoren für die Verhandlung dieser Räume das Genre der intergenerationellen Familiensaga beziehungsweise der erweiterten *coming of age-novel*, in der der Migrationsprozess über drei oder mehr Generationen nachgezeichnet wird. Der Stellenwert der beiden Räume variiert jedoch erheblich von Roman zu Roman: In Cruz' „Soledad“ oder auch in Pérez' „Geographies of Home“ verkommt die Dominikanische Republik zur stereotyp funktionalisierten Hintergrundfolie für eine im US-dominikanischen *barrio* verortete Handlung und hält typischerweise Sextourismus, Machismus, Terror und magischen Realismus für die Erzählung bereit. Andere Texte verfolgen hingegen durchaus das Interesse, auch den historischen (insel-)dominikanischen Raum zumindest partiell auszuleuchten und erfahrbar zu machen.

Wie unterschiedlich der doppelte räumliche Fokus im Diskurs und in der narrativen Struktur umgesetzt wird, zeigt ein Vergleich von Díaz' Roman „The Brief Wondrous Life of Oscar Wao“ und Rosarios „Song of the Water Saints“. Beide Autoren erheben den Anspruch, die Dominikanische Republik als historischen Raum fernab seines „exotischen Postkarten- oder Bananenrepublikimages“ darzustellen und damit als Korrektiv einer geschichtsvergessenen, stereotypisierten und hegemonialen westlichen

**„Afrokaribische
Herkunft, Weiblichkeit
und Queerness
befinden sich am
untersten Ende
der gesellschaftlichen
Hierarchie.“**

„Die Idealtypen des dominikanischen tíguere, des machistischen Unter- schichtsganoven, und der mujer respectable, der respektablen Frau, sind Produkte einer kolonial geprägten und ethnisch hierarchisierten Geschlechterordnung.“

Vision zu wirken. Als Ort der Handlung wählen sie jeweils zu großen Teilen die Dominikanische Republik. Während jedoch Díaz den Lesenden mit der spiralförmigen, anti- beziehungsweise achronologischen Architektur seines Romans immer tiefer in die Dominikanische Republik hineintreibt und in ihre Geschichte bis in die 1940er- und 1950er-Jahre – Blüte und Dekadenz der brutalen Trujillo-Diktatur – zurückversetzt, ordnet Rosario ihren Roman chronologisch an und lässt ihn im Jahre 1916 beginnen, dem Jahr, in dem die USA unter Präsident Theodore Roosevelt die junge Demokratie zum ersten Mal okkupierten. Rosario setzt dabei trotz der sukzessiven Konzentration der Erzählung auf Urgroßmutter, Großmutter und Enkelin eine allwissende, unverblümt imperialismuskritische Erzählinstanz ein. Díaz dagegen arbeitet mit mehreren narrativen Ebenen, selbstreflexiven Elementen und Diskursfragmenten aus US-amerikanischer Populärkultur und internationalen Klassikern sowie mit einer bisweilen kruden, von dominikanischen Ausdrücken durchsetzten Sprache und vor allem mit ironischer Distanz, um die Bedeutung der Trujillo-Diktatur als Erbe von US-Imperialismus und spanischem Kolonialismus auszuleuchten.

Die Perspektive der beiden Romane divergiert letztlich deutlich: Während sich die allwissende Erzählinstanz in Rosarios Roman nicht eindeutig positioniert, kommentiert Díaz' zwielichtige Erzählerfigur Oscars Familiengeschichte und den karibischen Kontext eindeutig aus der Perspektive eines Diasporadominikaners, der sich an eine vornehmlich US-amerikanische und US-dominikanische Leserschaft richtet. Damit sowie durch seine nichtlineare Erzählweise reflektiert Díaz eine komplexe Verschränkung historischer Kolonialität und individueller Schicksale in der Diaspora, die es unmöglich macht, Inselraum und diasporischen Raum zu trennen.

Tígueraje versus respectabilidad

In den ehemaligen Plantagensellschaften der Amerikas werden Raum und Räumlichkeit durch soziale und ökonomische Verhältnisse strukturiert, die sich durch kolonial geprägte und ethnisch geordnete Hierarchien charakterisieren sowie durch Heteronormativität – ein gesellschaftliches Ordnungssystem, das davon ausgeht, Heterosexualität sei der Natur des Menschen immanent und damit die einzige zulässige Beziehungsform. Diese Verflechtung von Hierarchien bezeichnet der peruanische Soziologe Aníbal Quijano als „Kolonialität der Macht“. Für die Dominikanische Republik – Ort der ersten Landung Columbus' 1492 und damit Keimzelle der Conquista – bedeutet dies, dass sich afrokaribische Herkunft, Weiblichkeit und Queerness am untersten Ende der gesellschaftlichen Hierarchie befinden. Zementiert wurde diese Hierarchie während der verschiedenen US-amerikanischen Militärinterventionen zur ‚Stabilisierung‘ der

Region (1916-1923 und 1965) sowie in der Trujillo-Diktatur (1930-1961). Erstere gingen mit Verbrechen an der einheimischen Zivilbevölkerung und der sexuellen Ausbeutung nichtweißer Frauen durch weiße Amerikaner einher, Letztere betrieb die Verdrängung des omnipräsenten afrokaribischen Erbes, die ‚Aufhellung‘ der Bevölkerung sowie einen Kult heterosexueller Männlichkeit.

Eine solche historische Verbindung von Raum, Geschlecht und Kolonialität betonen auch die Romane, wenn dort insel- wie auch US-dominikanische Räume als Räume verhandelt werden, die von sexueller Ausbeutung und sexualisierter Gewalt im Zusammenspiel mit ethnischer Diskriminierung geprägt sind: Rosario thematisiert die Gräueltaten von US-amerikanischen GIs in der Dominikanischen Republik der 1910er- und 20er-Jahre. Sie beschreibt das Schicksal des Mädchens Graciela, das erst von einem US-amerikanischen Fotografen, dann von einem Europäer zum exotischen Objekt degradiert wird. Die Gewalt gegen dominikanische Frauen erfährt ihre Fortsetzung im Missbrauch von Gracielas Urenkelin durch einen Landsmann in New York City. Díaz zieht hingegen primär Verbindungslinien zwischen aktuellen dominikanischen Geschlechternormen und dem Kolonialismus und Sklaverei sowie deren Verlängerung in der Trujillo-Diktatur. So wird etwa die sexuelle Ausbeutung der markant afrokaribisch aussehenden Beli durch einen weißen Mitschüler und durch den Schwager des Diktators als Erklärungen für ihre spätere Unzulänglichkeit als Mutter von Oscar und dessen Schwester Lola sowie ihren frühen Krebstod herangezogen. Der Fluch, der, wie es im Roman heißt, auf der dominikanischen Bevölkerung lastet – der Fluch von Conquista, Sklaverei und Kolonialität –, setzt sich in der US-amerikanischen Diaspora fort und potenziert sich dort noch angesichts der misslichen sozialen Lage für illegal Einwandernde und unterschiedlicher gesellschaftlicher Normen. Und so verhandelt Díaz' Roman auch die Brüche und Kontinuitäten dominikanischer Geschlechternormen außerhalb der Dominikanischen Republik.

Die Idealtypen des dominikanischen *tiguere*, des machistischen Unterschichtsganoven, und der *mujer respectable*, der respektablen Frau, sind Produkte der kolonial geprägten und ethnisch hierarchisierten Geschlechterordnung der Dominikanischen Republik. Wie eingangs skizziert sind sie eng mit bestimmten Räumen – der Straße und dem Hausinneren, öffentlichem und privatem Raum – verknüpft. Der dominikanische *tigueraje* kann als eine dominikanische Variante von heteronormativer und homophober Hypermaskulinität verstanden werden, die im Sinne des aus Martinique stammenden Psychiaters Frantz Fanon als Reaktion auf die Abwertung der afrokaribischen männlichen Sklaven in der Plantagengesellschaft gedeutet werden dürfen. Der idealtypische *tiguere* setzt sich über die Normen von Sitte und Anstand hinweg, ist ein (potenzieller)



DR. ANNE BRÜSKE leitet seit 2010 die Nachwuchsgruppe „Karibik-Nordamerika und zurück – Kulturelle Austauschprozesse in Literatur, Populärkultur und Neuen Medien“ am Heidelberger Centrum für Transkulturelle Studien (HCTS). Nach Stationen an der École Normale Supérieure in Lyon und am Zentrum Gender Studies der Universität Basel promovierte die Romanistin mit einer interdisziplinären Arbeit zur Anthropologischen Semantik in der Literatur der französischen Aufklärung. Der Fokus ihrer aktuellen Forschung liegt im Bereich der kultur- und literaturwissenschaftlichen Karibistik, insbesondere auf der ästhetischen Produktion von Raum in der zeitgenössischen US-karibischen Diasporaliteratur.

Kontakt: anne.brueske@uni-heidelberg.de

Krimineller und ein skrupelloser Verführer. Oscars Onkel Tío Rodolfo wie auch der zwanghafte Herzensbrecher Yuniór erscheinen in Díaz' Roman als Diasporavarianten, Belis Gangsterfreund und andere männliche Nebenfiguren, wie der Militärpolizist, der die Ermordung Oscars in Auftrag gibt, als dominikanische Neuaufgaben dieser ausbeuterischen, machistischen und eitlen Figur, die der Diktator Trujillo mit seinem legendären sexuellen Appetit historisch und literarisch verkörpert. Der Sexhunger des Diktators ist indes nicht nur historisch belegt, sondern wurde auch schon vor Díaz' Roman vielfach fiktional ausgedeutet, so in „La Fiesta del Chivo“ (2000, zu Deutsch „Das Fest des Ziegenbocks“) von Mario Vargas Llosa oder „In the Time of the Butterflies“ (1994) der US-Dominikanerin Julia Álvarez.

Als Gegenbild zu der Multiplikation der Figur des *tiguere* und deren Verknüpfung mit der Figur Trujillos bedient sich Díaz' Roman des karibischen Verhaltensideals weiblicher Respektabilität. Dieses bürgerlich-christliche Leitbild aufstrebender afrokaribischer Gesellschaftsschichten ist als Gegenprogramm zu den durch die Plantagensklaverei zerstörten Familienstrukturen entstanden und in Abgrenzung zu einer als normabweichend gebrandmarkten kolonialen Sexualität sowie der Vermischung verschiedener Glaubensformen. Es weist der respektablen, sexuell abstinenten Frau eine Rolle als Hüterin des Hauses zu. Respektabilität als Merkmal der Klassenzugehörigkeit versucht auch Oscars Großtante in der dominikanischen Kleinstadt Baní der jugendlichen, durch ein Leben als *restavek*, Kindersklavin, schwer traumatisierten Beli einzupflanzen: „From 1951 on, 'hija' and 'madre' running their famous bakery near the Plaza Central and keeping their fading, airless house in tip-top shape. [...] Respectability so dense in la grande that you'd need a blowtorch to cut it, and a guardedness so Minas Tirith in la pequeña that you'd need the whole of Mordor to overcome it.“

Jene Bemühungen bleiben jedoch erfolglos: Angetrieben von ihrer erwachenden Sexualität bricht Beli aus den „geschützten“ Räumen des Privaten und aus diesem sozialen Korsett aus. Sie verlässt die Privatschule, an der sie als afrokaribisches Mädchen der unteren Mittelschicht ohnehin wortwörtlich ein Fremdkörper ist, um in einem Restaurant zu arbeiten. Bei einem Disco-Besuch trifft sie auf einen Schwager Trujillos, wird, von diesem schwanger, beinahe in einem Zuckerrohrfeld liquidiert und flieht schließlich in die USA. Im Kontrast zur strukturierten Routine und den kargen, aber blitzsauberen Oberflächen des Hauses, in dem Beli in den 1950er-Jahren aufwächst, stehen die dysfunktionalen Innenräume der Diaspora: Das Haus der Familie Oscars im Zentrum der Stadt Paterson bietet Oscar und seiner Schwester Lola keinen Schutz, denn es ist von innerfamiliären Konflikten erschüttert. Die Mutter sieht sich angesichts der wirtschaftlichen Notlage dazu gezwungen,

„Das Trauma der Eingewanderten führt zu einem Festhalten an traditionellen Rollenbildern.“

drei Jobs anzunehmen, und ist nie zu Hause. Auch die Bestrebungen Belis, die eigene Tochter nach dem Leitbild der Respektabilität zu erziehen, missglücken, sodass diese mit ihrem ersten Freund, einem Vertreter des *white trash*, durchbrennt und in einer nach Katzenurin stinkenden Abstellkammer lebt, bis die Mutter sie aufspürt und postwendend in die Dominikanische Republik schickt.

Oscar hingegen, an den der Anspruch gestellt wird, das Idealbild des *tíguere* zu erfüllen, verweigert sich dem ihm prädestinierten sozialen Raum der Straße und nutzt das Haus als abgeschirmten Raum des Nachdenkens. Auch in der Dominikanischen Republik bleibt er als *pariguayo*, Mauerblümchen, am Rande des Geschehens und bevorzugt den Schutz des spärlich möblierten Hauses seiner Verehrten, einer aus den Sexschaufenstern Amsterdams zurückgekehrten Prostituierten. Ganz anders sein Freund Yuniór, der große Puppenspieler des Romans, bei dem die Erzählstränge zusammenlaufen: Dieser demonstriert mit dem Habitus eines muskelbepackten skrupellosen Playboys seine Affinität zur Straße, pflegt seine Reputation als *bad boy* und versteckt seine Intellektualität, bevor er am Ende – zum häuslichen Ehemann bekehrt – als College-Lehrer und Schriftsteller erscheint.

Die Korrelation zwischen Straße und Maskulinität/*tígueraje* beziehungsweise Haus und Feminität/*respectabilidad* besteht für die US-dominikanischen Protagonisten Díaz'

auch in der Diaspora der 1990er-Jahre fort. Indem sie sich als „Nerd“ oder Ausreißerin dem ihnen jeweils angetragenen Raum entziehen, rebellieren Oscar und seine Schwester gegen die Geschlechternormen, die sich im US-amerikanischen Kontext eher zu radikalieren als aufzuweichen scheinen. Auch in der Diaspora ist die heteronormative Strukturierung von Raum mit deren Ethnisierung verbunden: Das psychische und wirtschaftliche Trauma der Eingewanderten führt zu einem Festhalten an traditionellen Rollenbildern und deren Projektion in den Raum. Dies verkompliziert sich durch die Tatsache, dass den afrokaribischstämmigen Jugendlichen Oscar, seiner Schwester und Yuniór in der US-amerikanischen Gesellschaft gewisse ethnisierte Räume vorbehalten sind, etwa jene der Protestbewegungen gegen Diskriminierung an der berühmten Rutgers University oder auch bestimmte Stadtviertel von Paterson und New York City.

Haus und Heimstatt als zentrale Motive

Wie in der inselkaribischen Literatur, etwa in Patrick Chamoiseaus Meisterwerk „Texaco“ spielt auch in Díaz' „The Brief Wondrous Life of Oscar Wao“ und Rosarios „Song of the Water Saints“ das Motiv des Hauses und der Heimstatt eine zentrale Rolle. In Díaz' Roman springen dabei besonders die in ihrer Zerstörung und Kargheit beschriebenen Innenräume ins Auge. Diese dienen als Metapher für die soziale Dysfunktionalität im Kontext des schweren kolonialen Erbes der Dominikanischen Republik und für eine schwierige, aber mögliche Neuverwurzelung in der US-amerikanischen Diaspora: Die überlebenden Figuren des Romans besitzen eine funktionierende Heimstatt in den USA, in der sie ihr dominikanisches Erbe bewahren. Die Zukunft liegt hier eindeutig in den USA, während Rosarios Roman auch Perspektiven für die in der Dominikanischen Republik Verbliebenen aufzeigt.

Díaz' und Rosarios Romane, so lässt sich festhalten, machen dominikanischen und US-dominikanischen Raum in seiner historisch und kolonial bedingten Verfasstheit sowie besonders in seiner geschlechtlichen und ethnischen Strukturierung erfahrbar. Dabei ermöglichen sie uns Lesenden einen Blick auf inseldominikanischen und diasporisch-dominikanischen Raum, der ein allzu exotisierendes Karibikbild zu korrigieren vermag. Sie geben uns eine Lektion über das Fortwirken von Kolonialismus und Imperialismus und schärfen unsere Wahrnehmung von nationalem und kulturellem Raum als ein komplexes relationales Gebilde. Die eingangs beschriebene ‚defizitäre‘ Geschlechterperformance im Raum indes verweist auf das problematische Verhältnis zwischen traditionellen Rollenbildern und deren Infragestellung in der Diaspora sowie zwischen statischen Konzepten von nationalem Raum und relationalen trans-territorialen Raumproduktionen. ●

THE DEAD HAND OF COLONIALISM

SPACE, GENDER AND ETHNICITY

ANNE BRÜSKE

In the past few decades, the USA has seen the rise of a lively Caribbean diaspora literature that deals with questions of national and cultural affiliation. How and where the authors find their place in new surroundings against the background of their Dominican roots, and the challenges involved in this process, is illustrated by means of the literary interplay of gender, ethnicity and space. The special relevance of these novels lies in the fact that they shine a light on the influence of (colonial) history and especially on the gender-based and ethnic structuring of Dominican and US-Dominican space. They allow the reader a glimpse of Dominican life and culture, both in the homeland and beyond, that corrects our frequently too exoticising image of the Caribbean. Moreover, they teach us a lesson about the ongoing effects of colonialism and imperialism, and sharpen our perception of national and cultural space as a complex relational fabric. ●

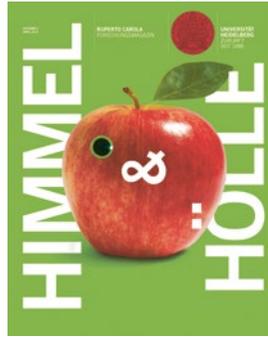
DR ANNE BRÜSKE has been heading the junior research group "From the Caribbean to North America and Back – Processes of Transculturation in Literature, Popular Culture and the New Media" at the Heidelberg Center for Transcultural Studies since 2010. After teaching and research fellowships at the École Normale Supérieure in Lyon and the Centre for Gender Studies of the University of Basel, Dr Brüske earned her PhD with an interdisciplinary thesis on anthropological semantics in the literature of the French Age of Enlightenment. Her current research interest is the culture and literature of the Caribbean, particularly the aesthetic production of space in contemporary US-Caribbean diaspora literature.

Contact: anne.brueske@uni-heidelberg.de

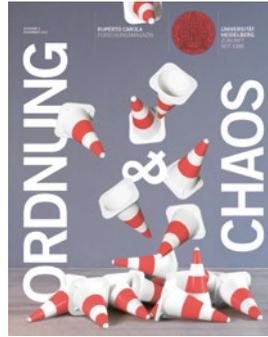
“The literary interplay of gender, ethnicity and space in Caribbean diaspora literature illustrates how and where the authors find their place in their new surroundings.”



ALT & JUNG
AUSGABE 1
OKTOBER 2012



HIMMEL & HÖLLE
AUSGABE 2
APRIL 2013



ORDNUNG & CHAOS
AUSGABE 3
NOVEMBER 2013



KRIEG & FRIEDEN
AUSGABE 4
MAI 2014



DRAUSSEN & DRINNEN
AUSGABE 5
NOVEMBER 2014



GESUND & KRANK
AUSGABE 6
JUNI 2015



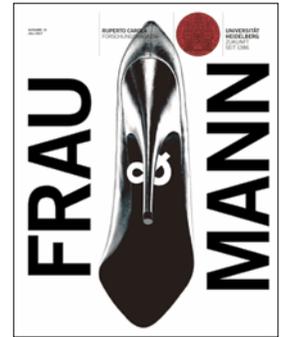
SCHATTEN & LICHT
AUSGABE 7
DEZEMBER 2015



NORD & SÜD
AUSGABE 8
JULI 2016



STOP & GO
AUSGABE 9
DEZEMBER 2016



FRAU & MANN
AUSGABE 10
JULI 2017